



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Vergißmeinnicht**  
**1920**

2 (1920)

---

# Vergišmeinnicht

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtliger Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Oberu.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

58. Jahrgang.  
Nr. 2.

Er kommt monatlich  
und kostet  
pro Jahrzang  
Mr. 2.50,  
direkt franko u-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk in  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergišmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlsäule oder  
Postanweisung.

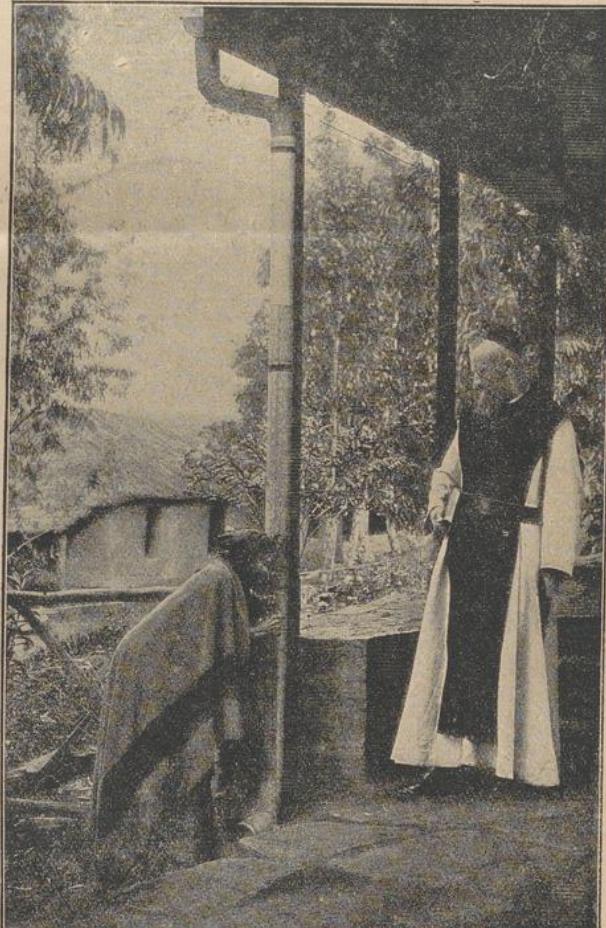
Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.

Würzburg  
Februar 1920.

Der Beinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holten malen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
einen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergišmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergišmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Papa Klaus erhält Besuch von einem alten Mütterlein.

### Maria, meine Mutter.

Erd' und Himmel strahlen wieder  
Mir dein engelgleiches Bild,  
Tausend Namen, taujend Lieder,  
Preisen dich, o Jungfrau, mild.  
Ja, dein Name giezt vor allen  
Trost und Lieb' in's Herz hinein.  
Ewig soll er widerhallen,  
O Maria, Mutter mein!

Könnt ich etwas Süß'res denken:  
Du willst meine Mutter sein?  
Du willst meine Pfade lenken,  
Lässtest nirgends mich allein!  
Wo ist Treu' wie Muttertreue?  
Kann ein Name trauter sein?  
Täglich wächst die Lieb' auf's Neue.  
O Maria, Mutter mein!

Wenn Gefahren mich umtürmen,  
Hält mich Deine Mutterhand,  
Mag es toben, mag es stürmen,  
Deckt mich schützend Dein Gewand.  
An dem treuen Mutterherzen,  
Schlumm' ich sanft und sicher ein,  
Auf in Freuden, ruf in Schmerzen:  
O Maria, Mutter mein!

### Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionsstation Mariozell.

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, C. M. M.

Es war im Jahre 1892. Am Fuße der Drackensberge war von Mariannhill eine große Farm angekauft worden mit der Absicht, dort eine neue Missionsstation zu gründen. Diese sollte nunmehr besetzt werden. Das heilige Osterfest war schon nahe. Dieses fällt nun in Südafrika in die Winterzeit, eine für damalige Reiseverhältnisse äußerst ungünstige Zeit. Eisenbahnen gab es damals nämlich noch nicht und so mußte alles mit Ochsenfuhrwerken landauf landab befördert werden. Mit welchen Schwierigkeiten man dabei zu kämpfen hatte, speziell in der Winterszeit, kann nur der so recht begreifen, der selbst jahrelang solches Fuhrwerk geleitet hat. Während der monatlangen Reise nämlich müssen die Ochsen mit dem Futter vorliebnehmen, das sie auf den Ausspannplätzen auf der Weide finden. In der Winterszeit aber, in der es hier 6 Monate nicht regnet, ist das Gras schon überall dürr und trocken, von der Sonne ganz ausgebrannt und somit das Futter spärlich und schlecht. Trotzdem müssen die Ochsen Tag für Tag die großen Anstrengungen leisten. Außerdem steht um diese Zeit auch eine ziemlich empfindliche Kälte ein, sodass das an warmes Klima gewohnte Küstenvieh sehr darunter leidet und daher auch nur schwer vorwärts kommen kann. Unter diesen Umständen war es natürlich gerade in der Winterszeit äußerst schwierig, Fuhrleute für eine solche Reise zu finden. Auch wir konnten keine aufstreben.

Ich war damals Feldschaffner in Mariannhill. Eines Tages nun wurde ich gefragt, ob ich denn nicht die „Reisekarawane“ führen wollte. Man machte mir natürlich den Mund etwas wässrig über die schöne Fahrt, damit ich leichter anbissen sollte. Zuerst redete ich nun mit meinen schwarzen Fuhrleuten und fragte sie, ob sie wohl Lust hätten, unter meiner Führung die weite Reise mitzumachen. Nach langem Hin- und Herreden erklärten sie sich einverstanden; sie wollten, wie sie sagten, ganz gerne auch einmal ein anderes Land sehen. So erklärte ich mich denn auch meinerseits bereit, die Karawane zu führen und ich erhielt auch gleich den Auftrag, noch vor Ostern mit 4 Wagen zu je 18 Ochsen nach unserer Station Lourdes zu fahren, um verschiedene Frachten dorthin zu befördern. Lourdes sollte der Sammelplatz sein; von dort aus sollte unsere „Vergründungs Karawane“ angetreten werden.

Die Reise nach Lourdes ging nicht ohne allen Zwischenfall ab. Gegen Ende der ersten Woche kamen wir an den Umlomaziberg. Wir hatten da eine Steigung von 700 Metern zu überwinden. Zuweilen ging es ganz steil bergan. An einer recht steilen Stelle mußte man unglücklicherweise die Spur an einem Wagen. Die Straße war dort aus dem Berge herausgegraben. Auf der einen Seite stieg der Berg steil in die Höhe, auf der anderen Seite ging es tief ins Tal hinab. Es bestand die größte Gefahr, daß unser Wagen mitkam dem Gespann von 18 Ochsen den Berg hinunterrutschen würde. Doch da kam uns, ich muß schon sagen, ein glücklicher Unglücksfall zu Hilfe. Der Ochse nämlich, der auf der Bergseite des Weges zunächst am Wagen ging, stürzte zusammen und zog im Fallen den Wagen auf die Bergseite hinüber, sodass ein Abrutschen verhindert wurde. Dem Ochsen wurde allerdings ein Vorderbein zerstört. Auf seinen drei gesunden Beinen hinkte er noch mit bis zur Missionsstation Mariathal, wo er dann geschlachtet wurde. Die Station mußte uns dafür einen guten Ochsen bis zu unserer Rückkehr leihen. Bis Lourdes waren wir 14 Tage unterwegs und trafen dort gerade kurz vor dem hl. Osterfest ein. Mit großer Freude feierten wir noch dieses Fest mit und erschlehten uns vom Auferstandenen Gnade und Segen für all die Fährnisse, die uns auf unserer Weiterreise noch entgegentreten würden.

Während der Karwoche hatten wir vollauf zu tun, unsere Wagen herzurichten. Es waren 4 große, schwere Ochsenwagen, jeder etwa 5 Meter lang und von 30 bis 40 Bentner Eigengewicht. Die Hinterräder an diesen schweren Wagen haben eine Höhe von 1,70 Meter und die Spurweite beträgt ebenfalls 1,70 Meter; letzteres ist deshalb, um bei den schlechten Wegverhältnissen den Wagen vor dem Umstürzen zu bewahren. Für jeden Wagen hatten wir ein Gespann von 18 Ochsen, jedoch also unsere Karawane im ganzen 72 Ochsen umfaßte. Für so viele Tiere mitzunehmen, ist — das sieht jeder ein — ein Ding der Unmöglichkeit, denn sonst hätte man ja gar keinen Platz mehr für die Fracht. Die Ochsen müssen sich mit dem Gras begnügen, das sie auf den Ausspannplätzen finden. Diese Fütterei ist auch mit ein Grund, warum man so viele Ochsen für einen einzigen Wagen braucht; die Tiere können bei dem mangelhaften Futter nicht soviel leisten. Für die notwendigen Weideplätze ist in der Weise gesorgt, daß jeder Farmer 5 Prozent seiner Farm den Fuhrleuten solcher Karawanen

überlassen muß und zwar muß es ein Platz sein, an dem auch Wasser zu finden ist. Auf jeder Farm kann man also ausspannen. Ein solcher Ausspannplatz ist gewöhnlich alle 10 Kilometer, die mit den Ochsen normalerweise in drei Stunden zurückgelegt werden.

Dreimal im Tage wird ausgespannt, sodaß die Ochsen dreimal fressen und trinken können. Der Abendausspannplatz bildet zugleich das Ruhequartier für die Nacht.

Mancher Leser wird da vielleicht fragen, was wir denn alles auf unsere 4 Wagen verladen haben. Kurz gesagt, die ganze Erstlingseinrichtung für die neue Missionsstation wurde darauf verstaut. Eine Menge Bret-

solle. Außerdem hatten wir noch 5 schwarze Fuhrleute und 5 Ochsenbuben. Ein Schwarzer war uns noch beigegeben als Dolmetscher; unsere Reise führte nämlich in ein Gebiet, wo die Sesutosprache gesprochen wurde, deren wir nicht mächtig waren. Die Fuhrleute erhielten damals monatlich 20 Mark, die Ochsenbuben 6 bis 10 Mark. Dazu bekamen sie noch die Befestigung, die dreimal täglich aus Maisbrei, der in Wasser gekocht wurde, bestand. Während der Reise war — wie es bei diesen Ochsenfuhrwerken immer der Fall ist — einer der Ochsenbuben der Koch. Daß man bei derartigen Mahlzeiten oft die Augen schließen muß, kann man sich leicht denken.



Unsere „Schweizer“ in St. Paul (Päpste, Kleriker und Brüder).

ter wurde jedoch auch mitgenommen, um an Ort und Stelle Tische und Stühle daraus herzustellen. Sorgfältig mußte erwogen werden, was man denn mitnehmen sollte; denn — wohlgemerkt — wir zogen an einen Ort, wo noch gar nichts hergerichtet und wo 20 Stunden im Umkreis nichts zu kaufen war; das nächste Ochsenfuhrwerk kam erst wieder in 6 Monaten auf die so weit entlegene Station. Jeder Wagen nahm ein Gewicht von 60 Zentnern auf, sodaß wir im Ganzen 240 Zentner verlaufen konnten. Neben den 4 Wagen hatten wir dann auch noch einen kleinen Karren, auf dem der für die Missionsstation bestimmte Ofen mitgeführt wurde. Nachdem wir uns auch noch mit den nötigen Lebensmitteln, hauptsächlich Mehl, versehen hatten, war unsere „Karawane“ reisefertig.

Von Lourdes an begleitete unserer Zug Br. Romuald, der als Koch für die neue Station bestimmt war und Br. Firmus, der das Amt eines Helfers übernahmen

Solch ein Käffernjunge findet nämlich auch gar nichts besonderes daran, in Ermangelung eines Kochlöffels, der unterwegs nicht selten verloren geht, den Brei mit einem Stück Holz umzurühren, das am Koch für die Ochsen befestigt ist und den ganzen Tag an diesen Tieren scheuert. Doch Hunger ist der beste Koch und nach des Tages Laft und Hitze schmeckt auch der Brei ganz gut. Gleich nach dem hl. Österfest wollten wir abreisen. Zunächst galt es, die 72 Ochsen einzuspannen. Dieses Geschäft vollzieht sich schneller, als man denken möchte. Ein Ochsenjunge läuft auf die Weide, um die Tiere herbeizuholen. Einer der Fuhrleute stellt sich mit ausgebreiteten Armen der ansprengenden Herde entgegen und bringt sie so zum Stehen. Ohne weiteres stellen sich dann die Ochsen in Reihe und Glied, Kopf an Kopf nebeneinander auf. Bei jedem Tiere wird nun an den Hörnern ein Riemen befestigt und daran wird Stück für Stück zum Wagen hinführt. Immer zwei Ochsen, die nebeneinander stehen,

bekommen nun ein Joch auf den Nacken gelegt, d. i. ein Stück Holz von etwa 15 Zentimeter Durchmesser, an dem in der Mitte die drei Meter lange Zugkette befestigt ist. Bei jedem Tiere geht vom Jochbalken links und rechts ein Stück Holz herab, die Jochschiene. Unter dem Halse des Tieres sind diese beiden Holztüpfel mit einem Ledergürtel verbunden, sodass das Tier nicht heraus schlüpfen kann. Diese Zugkette ist mit Haken und Riemen versehen; so wird eine Kette in die andere eingehängt, sodass schließlich zwischen den 18 Ochsen eine fortlaufende Kette bis zum Wagen hin läuft. An der Wagendeichsel ist auch ein Joch befestigt, das die zwei stärksten Tiere tragen. Die Verteilung der Tiere geschieht immer in der Weise, dass dem Wagen zunächst die stärksten und faulsten und langsamsten Ochsen gehen; weiter nach vorne hin werden dann immer die schnelleren angereiht. Das vorderste Ochsenpaar wird von einem Jungen an zwei Riemen geführt. Ein Leitseil kennt man nicht. Der Fuhrmann selbst trägt ein lange Peitsche in der Hand. Dieselbe besteht in einem Bambusstock von etwa 4 Meter Länge, an dem ein ungefähr 4 Meter langer Riemen aus Rhinoceroshaut mit einem zwei Meter langen Vorschlag aus Rehleder befestigt ist.

Es dauerte nicht lange, so waren unsere 4 Ge spanne hintereinander aufgestellt. Nun konnte die Abfahrt beginnen. Zunächst werden die Tiere so angetrieben, dass die Zugkette in der Mitte ganz straff ist. Nun fängt der Fuhrmann aus Leibeskräften zu schreien an und ruft seinen Ochsen zu: „Bambani, 'madoda, hambake, tek!“ (Haltet fest, ihr Männer! Los, Hü!) Dann folgt ein Knall mit der Peitsche und die ganze Kolonne setzt sich mit einem Ruck in Bewegung. Falls aber, wie es auch vorkommt, der eine oder andere der gehörnten amadoda diesen Zuruf nicht verstehen sollte oder wollte, dann wird er vom Fuhrmann sofort mit Namen aufgerufen und bekommt außerdem eine Zulage mit der Peitsche, sodass er kopfschüttelnd und brummend auch vorwärts geht.

So zogen wir denn hinaus in die uns unbekannte Landschaft, unserem fernen Ziele entgegen. Wenn ich jetzt zurückblickt auf diese lange Reise, dann muss ich schon sagen, dass ein guter Engel unser Begleiter war, der uns aus so manchen Schwierigkeiten wieder gnädig herausgeholfen hat.

Wir fuhren in der Richtung gegen Sneezywood zu. Da uns aber, wie schon erwähnt, das Terrain vollständig unbekannt war und außerdem im Laufe des Tages ein dichter Nebel eintrat, sodass wir gar nichts mehr sehen konnten, so war es uns trotz unseres vielen Suchens unmöglich, die Straße zu finden, auf der die Ochsenfuhrwerke gewöhnlich fahren. Wir machten also Halt und blieben dort über Nacht. Am andern Morgen schickten wir einen Kassern nach Lourdes zurück, um einen des Weges kundigen Mann zu holen; dieser brachte uns dann auch glücklich auf die Straße hinaus.

Hier dürfte es vielleicht nicht un interessant sein, zu hören, wie der Lagerplatz und das Nachtquartier bezogen werden. Ist es schon sehr spät Abends, wenn man an den Lagerplatz kommt und sind auch die Ochsen schon sehr ermüdet, so werden die Tiere am Joch festgebunden und alles begibt sich dann zur Ruhe. Ist es aber noch nicht allzu spät und sind auch die Ochsen noch nicht allzu sehr ermüdet, dann werden sie noch ausgespannt, zur Tränke geführt und dann auf die Weide getrieben. Die Fuhrleute richten unterdessen das zerbrochene Geschirr wieder her. Einer von den Ochsenjungen — die übrigen hüten das Vieh — waltet seines Amtes als Koch. Gefocht

wird in dreifüßigen, eisernen Töpfen: als Feuerungs material dient gewöhnlich Rühmist, der in der Sonne getrocknet wird. Das Hauptgericht ist Maisbrei; an besonders festlichen oder mühewollen Tagen kommt noch etwas Zucker oder Döl dazu. Gegen 11 Uhr Nachts werden die Ochsen wieder von der Weide geholt und an das Joch gebunden, damit sie des Nachts nicht fortlaufen können. Geschlafen wird in sehr primitiver Weise. Ledermann hat einen Sack bei sich, in dem Leibwäsche und eine wollene Decke untergebracht ist. Dieser Sack wird auf den Boden gelegt und dient als „Matratze“, die ausgezogenen und ineinander gesteckten Stiefel dienen als „sanftes“ Kuhfressen, die wollene Decke dient als Zudecke. Die große Wagendecke wird über den ganzen Wagen gezogen, so dass sie links und rechts bis auf den Boden herabhängt und — der Schlafraum ist fertig. Alles liegt unter dem Wagen friedlich nebeneinander, ganz vorne an der Deichsel der Fuhrmann, damit er es gleich hören kann, wenn Nachts bei den Ochsen etwas vorkommen sollte. Die Weiterfahrt am Morgen beginnt, sobald man im Dämmerlicht die Hörner der Ochsen unterscheiden kann.

Nun zurück zu unserer Reise! Wir fuhren wohlgerichtet gegen Kokstadt zu. Auf dem Wege dahin überraschte uns ein furchtbarer Sturm. In Strömen goss der Regen hernieder. Unser Nachtlager schlügen wir zwischen zwei Felswänden auf, aber auch da fanden wir keinen Schutz; der Sturm tobte so, dass er uns fast die wollenen Decken vom Leibe riß. Schon am frühen Morgen zogen wir weiter. Die Straße starrete in einem unbeschreiblichen Schmutz. Je näher wir der Stadt kamen, desto schlechter wurde der Weg. Wir fuhren durch Kokstadt durch bis zum Durbach, der infolge des tagelangen Regens hoch angezweckt war. An seinem Ufer bezogen wir unser Lager. Wie das aussah in dem von dem Regen in einen Sumpf verwandelten Boden, kann man sich denken. Wir kehrten darum nach Kokstadt zurück und gingen dort zu deutschen Schwestern; diese brachten uns in ihrer Sakristei unter, wo wir sanft, friedlich und trocken schlafen konnten. Da aber die Schwestern sehr arm waren und auch fast nichts zum Leben hatten und darum für uns — 8 Personen — natürlich keine Lebensmittel abtreten konnten, so erbarmten sich die Katholiken von Kokstadt und brachten reichlich Lebensmittel herbei. Br. Nivard, der vor der Stadt zu unserer Karawane gestoßen war, fragte sie, woher sie auf einmal so viele Lebensmittel bekommen hätten; da erzählten sie den Hergang und fügten bei, wir sollten nur alle 14 Tage kommen; denn nur hätten sie wenigstens für einen halben Monat Almosen erhalten. In Kokstadt schlossen sich uns noch P. Arjenius und Br. John an; der letztere war als Katechet für die neue Missionstation bestimmt. Nun hatten wir auch das große Glück, alle Tage der hl. Messe beizuwöhnen, die auf der Straße bei einem der Wagen gesieert wurde. (Fortsetzung folgt.)

### Ostern und weißer Sonntag in Südafrika.

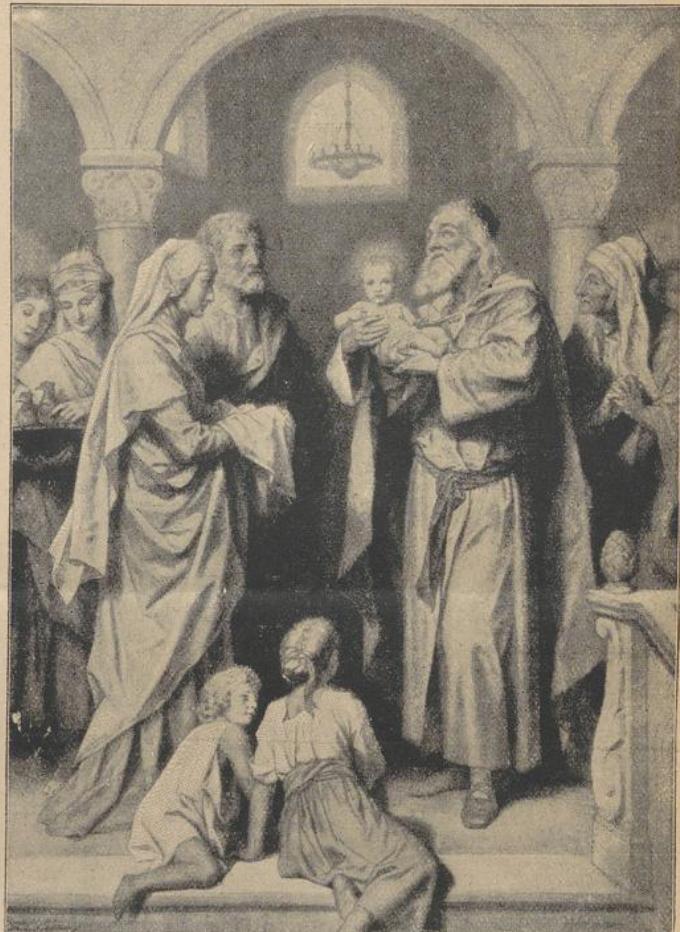
Von P. Hermann Arndt, C. M. M.

Lourdes. — Die Osterwoche und der weiße Sonntag dieses Jahres (1919) waren hier auf unserer Missionstation Tage voller Arbeit, aber auch Tage inniger Freude. Die Arbeit für die Missionare begann schon am Dienstag in der Chorwoche. Die drei Priester teilten sich darein. Unser Hochw. P. Superior Bonaventura ging nach der Außenstation Dumisa zum Beicht hören. Hochw. P. Damasus ging nach St. Bernhard

und mich, als den jüngsten der „Kapläne“ sandte P. Superior nach dem eine Reitstunde von Lourdes entfernten Nyembe. Am Mittwoch war großer Beichttag auf der Station selbst. Bis in die Nacht hinein waren die drei Beichtstühle umlagert. Die schöne Frucht dieser Arbeit zeigte der Gründonnerstag: während der feierlichen Hochmesse empfingen etwa 1100 schwarze Christen die Osterkommunion. Bei der hl. Messe fungierte ich als Diakon. Als ich die Scharen an der Kommunionbank sich drängten sah, schweiften meine Gedanken unwillkürlich hinüber nach der deutschen Heimat und ich dachte, ob wohl dort heute auch eine Kirche ist, in der 1100 Christen ihre Osterkommunion halten. Gar innig bat ich da den göttlichen Heiland in der Brotsägestalt, er möge der Welt, vor allem aber unserem lieben Vaterlande, recht bald wieder geordnete Verhältnisse geben und bald wieder Bucht und Ordnung herstellen. Ich habe wohl schon öfters hier in Afrika solche Massencommunionen gesehen, aber noch nie ward ich dabei so an mein unglückliches Vaterland erinnert wie in diesem Jahre. Möchten doch auch in der Heimat alle zu dem eilen, der in ihrer Mitte im Tabernakel wohnt und auch heute noch immer seine Arme ausbreitet und uns allen die überaus tröstlichen Worte zuruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will euch erquiden.“

Am Mittwoch in der Osterwoche war großer Tauftag. Im ganzen empfingen 162 Erwachsene, 52 Männer und 110 Frauen, dieses hl. Sakrament. Unter ihnen waren auch 48 Protestanten, die in die katholische Kirche aufgenommen wurden. Ueberhaupt gibt es hier in Südafrika viele Protestanten, die, wenn sie einmal den katholischen Gottesdienst mit eigenen Augen gesehen und die kathol. Lehre mit eigenen Ohren gehört haben, sich sehr bald zum Unterricht anmelden. Sie müssen allerdings wie die Heiden unterrichtet werden; denn die meisten, ja man darf sagen, beinahe alle wissen vom Christentum fast nichts, als nur die 10 Gebote Gottes, einige Lieder und hie und da noch ein Gebet. Ueber die katholische Kirche dagegen wissen sie viel, allerdings nur Verleumdungen. Am Donnerstag nach Ostern begannen für die Erstkommunikanten als Vorbereitung auf die hl. Kommunion die Vorträge und geistl. Übungen; zu diesem Zwecke blieben die Erstkommunikanten vom Donnerstag bis Montag nach dem weißen Sonntag auf der Station. Während der Übungen ereignete sich ein trauriger Zwischenfall. Es war am Donnerstag Mittag gegen 12 Uhr. Die drei Priester der Station waren alle in der Kirche und übten mit den Erstkommunikanten das Hinzutreten zur Kommunionbank. Solche Übungen muß man hier mit den einfältigen Schwarzen wiederholt vornehmen, da braucht es Zeit und Geduld, bis die alten Weiblein es fassen, wie man schön zu zwei und zwei in Reihe und Glied mit gefalteten Händen und niedergeklagten Augen zur Kommunionbank hinzutritt, wie man das Kommunionbuch hält und wie man mit Andacht und Ehrfurcht den Herrn des Himmels und der Erde in der

Brotsgestalt empfängt. An der Ehrfurcht und Andacht fehlt es allerdings nicht, aber mit der Reihe und Ordnung braucht es seine gute Zeit. Wir waren also in der Kirche und übten die Erstkommunikanten ein, als plötzlich ein Mädchen aus der Schule zu mir in die Kirche kam und in größter Aufregung sagte: „Es soll sogleich ein Priester in die Schule kommen; es liegt dort ein Mädchen im Sterben.“ Ich nahm rasch das heilige Krankenöl und eilte zur Mädchenschule. Da war alles in Aufregung. Alle Kinder waren versammelt und



Darstellung Jesu im Tempel. Von H. Hofmann.  
Copyright by Dr. Hansstaengl in München.

mitten unter ihnen stand die Schwester Lehrerin. Man redete nur ganz leise. Ich trat hinzu und sah da ein schwarzes Mädchen von etwa 14 Jahren an die Mauer angelehnt in Todesröcheln ohne Bewußtsein. Ich fragte die Schwester, was denn geschehen sei. Sie erzählte mir kurz dieses: „Dieses Mädchen, Elisabeth mit Namen, ist zwar schon länger fränklich, aber doch nicht so, daß sie im Bett liegen muß. Im Gegenteil, sie lernt immer in der Schule mit den anderen Mädchen. Am Ostermontag hat sie noch die hl. Kommunion empfangen. Ihre Mutter war damals hier und fragte sie, wie es ihr gehe. Sie sagte damals, daß sie etwas Ohrenschmerzen habe. Heute in der Frühe hat sie noch mit den anderen Kindern gegessen. Da sie in der Schule über Kopfschmerz“

zen fragte, ließ ich sie im Freien sich aufhalten. Gegen 9 Uhr nahm sie noch etwas Brot und Tee. Dann setzte sie sich an die Mauerecke nieder, wie sie es öfters machte. Gegen Mittag bei Verteilung des Essens rief ich sie, bekam aber keine Antwort. Ich schickte ihre Halbschwester mit dem Essen zu ihr. Kaum war diese weggegangen, so hörte ich sie schon rufen: „Mama u Elizabeth uhaa.“ (Elizabeth stirbt.) Wie ein Blitz fuhr dieser Ruf unter die Kinder; sie ließen das Essen stehen und eilten herbei. Auch ich eilte jogleich herbei und schickte beim Anblick des röchelnden Kindes jogleich um den Priester. Ich versuchte nun mit dem Kind zur reden, fand aber, daß es vollständig bewußtlos war. Ich betete der Kranken Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue vor und sagte ihr, wenn sie mich verstehre, so solle sie im Herzen mitbeten. Darauf gab ich ihr die Losprechung und die letzte Oelung. Ich ließ sie jedoch durch die Mädchen in das Krankenhaus zur Krankenschwester tragen. Darauf ging ich zur Kirche zurück mit dem Bemerknen, man solle mich sofort holen, wenn das Mädchen wieder das Bewußtsein erhalten sollte. Während des Nachmittags besuchte ich noch wiederholt die Kranken, allein der Zustand war immer noch unverändert. Als ich wieder in der Kirche war, kam auf einmal die Schwester mit der Nachricht: „Elizabeth ist jüben gestorben.“ Elizabeth war ein recht braves Mädchen. Die Lehrerin sagte, sie könne sich nicht erinnern, daß sie ihr je einen Tadel habe geben müssen. Die Eltern des Kindes waren gleich benachrichtigt worden von der Erkrankung ihres Kindes. Sie kamen am andern Tage auf der Station an und fanden zu ihrem unsäglichen Schmerze das Mädchen schon im Sarge. Auch sie fanden aber die Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Der so plötzliche Todessfall machte auf alle, namentlich aber auf die Erstkommunikanten, einen tiefen Eindruck. Gebe ihr Gott die ewige Ruhe!

Wie verlief nun der weiße Sonntag? Gegen 7 Uhr versammelten sich alle Erstkommunikanten in der Käbenschule. Von dort zogen sie in Prozession zur festlich geschmückten Kirche. Voraus zog das Musikcorps der schwarzen Buben mit ihrem schwarzen Dirigenten; dann folgte der Sängerchor; hinter diesem kamen die Schulkinder mit ihrer Fahne; daran schlossen sich die Ministranten und die Geistlichkeit, endlich noch in stiller Sammlung und Andacht die 240 Erstkommunikanten, 82 männliche und 158 weibliche. Die Mädchen waren alle in weißen Kleidern mit einem weißen Kränzchen auf dem schwarzen Krauskopf. Unter den Erstkommunikanten waren Kinder mit 9 Jahren und Greise mit 60 Jahren. Auf dem Kirchplatz stand eine dichtgedrängte Menge von Schwarzen, vor allem die Angehörigen der Erstkommunikanten, dann aber auch viele Protestant und Heiden. In der Kirche angelangt, hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Gläubigen. Er erinnerte an das große Glück der ersten heiligen Kommunion, er ermahnte sie zur Treue gegen ihren Heiland und an die Pflicht, stets ein gutes Beispiel unter Heiden und Protestant zu geben. Er bat sie auch, doch ja nicht zu vergessen, wie bereitwillig der göttliche Heiland heute sei, ihre Bitten zu erhören; sie möchten doch recht innig heute für ihre noch heidnischen Verwandten um die Gnade der Bekehrung beten, dann aber auch ganz besonders ihrer Priester und ihrer in Angst und Not lebenden Wohltäter in Europa gedenken. Nach der Ansprache erfolgte die feierliche Erneuerung der Taufgelübde, die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und die hl. Messe. Während

derjelben traten die einfältigen Schwarzen mit einer Andacht und in einer Ordnung zum Tische des Herrn, die tief erbauend war. Nach den Erstkommunikanten empfingen auch ihre Verwandten die hl. Kommunion. An diesem Tage kommunizierten hier etwa 800 schwarze Christen.

Nach der Donksiegung ging es mit Musik hinunter zur Mädchenschule zum Frühstück. Gegen 1/21 Uhr kehrte alles zur Kirche zurück, wo nunmehr das feierliche levitierte Hochamt mit anschließendem Segen und Te Deum stattfand. Hernach erhielten die Erstkommunikanten in der Mädchenschule ein reichliches Mittagessen. An Appetit fehlte es nicht; denn es war mittlerweile 2 Uhr geworden. Alle Priester der Station, 3 an der Zahl, alle Brüder und Schwestern nahmen an diesem Tage ihr Mittagessen gemeinsam mit den Erstkommunikanten ein. Es waren drei Abteilungen: die Patres, Brüder und Schwestern saßen mit 45 Erstkommunikanten — 30 Knaben und 15 Mädchen — in dem Schulzimmer; die anderen zwei Abteilungen waren in einer aus Holz aufgeführten Halle untergebracht. Während des Essens war gemütliche Unterhaltung, zu der auch die schwarze Musikbande, die auf dem Schulhof spielte, ihr Bestes beitrug. Der Schulhof selbst war abgesperrt; außen herum stand die dichtgedrängte Menge der Zuschauer. Am Nachmittage machten dann die Erstkommunikanten gruppenweise eine Besuchung beim göttlichen Heilande in der Kirche; dann gingen sie auf den Friedhof und beteten an den Gräbern ihrer Verwandten. Am Montag gingen alle wieder zum Tische des Herrn, mit ihnen auch wieder viele ihrer Angehörigen, etwa 400. Nach dem Frühstück kamen sie noch alle zu unserem Hochw. P. Superior und dankten ihm mit freudigem Herzen für das große Glück, das ihnen zuteil geworden war und zogen dann in ihre heimatlichen Kraale zurück. Möge der liebe Gott ihre guten Vorjähe segnen, damit diese Erstkommunikanten durch ihr Beispiel auch anderen den Weg zum wahren Glauben und damit auch zum Tische des erbarmungsreichen Erlöserherzens zeigen! Ein solcher weißer Sonntag gibt auch dem Missionar immer wieder neuen Mut und neue Opferfreude, um immer wieder andere Menschenherzen zu diesem Glücke hinzuführen.

### P. Ignatius Krauspenhaar †.

Am 7. Oktober starb auf der Missionsstation Triashill in Rhodesia der Hochwürdige Herr P. Ignatius Krauspenhaar. Adalbert — so war sein Taufname — war am 28. September 1881 zu Auffig in Böhmen geboren. Bis zu seinem 11. Lebensjahre weilte er im Elternhause, dann kam er an das Gymnasium in Leitmeritz. Nach abgelegter Matura bezog er zuerst die Universität Wien, wo er ein Jahr verweilte. Seine übrigen theologischen Studienjahre verbrachte er auf der Universität Innsbruck. Im Februar 1905 wurde er zu Brixen zum Priester geweiht und feierte am 23. April in der Dekanatskirche zu Auffig seine Primiz. Er war dann auf verschiedenen Seelsorgestellen in Böhmen tätig, Reichendorf, Womisdorf, Einsiedeln. Im September 1909 sollte ein schon lang gehegter Herzengewunsch zur Erfüllung kommen. Von dem heißen Wunsch beelegt, Missionar zu werden, trat er am 21. Oktober 1909 in das Missionskloster Mariannahill ein. Bei der Einführung erhielt er den Namen Ignatius. Nach abgelegtem Noviziat war er einige Zeit als Lehrer bei den Klerikern in Mariannahill tätig, bei denen er wegen seines interessanten und lebendigen Vortrages sehr beliebt

war. Endlich sollte seine heiße Sehnsucht in Erfüllung gehen, in die Mission hinausgeleitet zu werden. Er kam in die so hoffnungsvolle Rhodesia-Mission.

Da kam der rauhe Krieg, der auch unsere Rhodesia-Mission so hart heimsuchte. Im Jahre 1917 wurde das ganze Missionspersonal interniert. P. Ignatius kam ins Internierungslager Pietermaritzburg und von dort später auf die Bemühungen des Hochwürdigsten Herrn Abtes hin nach Mariannahill. Am 26. August 1919 durfte dann P. Ignatius, da er als Deutschböhme zum neuen Tschechenstaate gehörte und als solcher nicht mehr als feindlicher Ausländer galt, nach Triashill in Rhodesia zurückkehren. Wie Fr. Benno von dort aus an den Hochwürdigen Herrn Abt schrieb, erkrankte P. Ignatius schon bald. Aber er beachtete es nicht. Jeden Morgen stand er auf, um die hl. Messe zu lesen, obwohl er oft kaum stehen konnte. Bald klagte er über recht heftige Schmerzen in der linken Lunge. In der Nacht



vom 2. auf 3. Oktober trat schwere Lungenentzündung ein. Am 5. Oktober war der Hochw. P. Gardner S. J. von Monte Cassino nach Triashill gekommen und hatte dem Schwerfranken die hl. Sterbesakramente gespendet. Nach einer kurzen Besserung trat am 6. Oktober ein Rückschlag ein. P. Ignatius verlor das Bewußtsein und brach auch körperlich zusammen. Am 7. 10. kehrte das Bewußtsein wieder zurück. Abends 7 Uhr entschlief er sanft und ruhig, fast ohne Todeskampf.

Mit ihm ist nicht nur ein überaus fähiger Kopf und ein frommer Priester, sondern auch ein lieber, guter Mensch und Mitbruder heimgegangen. Es sollen hier die Zeilen angefügt werden, die sein Bruder schreibt: „Mein Bruder Adalbert war schon in seiner frühesten Jugend ein tiefreligiöses Kind. Seine Religiosität war von der Art, die man nicht anerzieht, sondern die im Herzen aufwächst. Ich erinnere mich, als der 3 Jahre ältere, sehr lebhafte, wie Adalbert als kleiner Junge vor einem primitiven Haussaltar kniete, den wir uns aus einer Fußbank zusammengebaut hatten. Ein hl. Johannes von Nepomuk, 2 Leuchter und ein paar Blumen waren die ganze Ausstattung. Mein Bruder betete bei diesem Altare immer so andächtig und gesammelt, wie ich es selten bei Erwachsenen sah. Schon damals, als fünfjähriger Knabe, sagte er, er wolle als Missionar zu den Schwarzen gehen. Er hat Wort gehalten, trotzdem ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt

worden waren. Wenn ich von tiefer Religiosität des Kindes sprach, so braucht man aber nicht zu meinen, daß er ein Kopfhänger war; im Gegenteil, er konnte recht fröhlich mit den Fröhlichen sein. Überhaupt trug er stets eine heitere Zufriedenheit zur Schau, die immer wohltuend auf mich wirkte. Nur eine Zeitlang kämpfte er einen schweren, inneren Kampf zwischen der Liebe zum Vater und zu seiner Überzeugung. Das war damals, als unser lieber Vater es nicht zugeben wollte, daß er Priester werde. Der gute Vater hat sich aber später mit seiner Berufswahl einverstanden erklärt und ist selbst zur Priesterweihe nach Brixen gefahren. Er hat es eben eingesehen, daß sein Sohn seinen Beruf ernst nehmen wird. Vor der Abreise nach Afrika hatte Adalbert dem Vater, der damals schwer frank darniedel lag, noch die hl. Sterbesakramente gespendet. Wiederholt hat mir der Vater erzählt, wie wohltuend es auf ihn gewirkt habe, daß gerade sein Sohn ihm diesen letzten Liebessdienst erwiesen habe.“

Wir empfehlen den teuren Verstorbenen dem Gebete unserer lieben Wohltäter, damit der liebe Gott ihm recht bald den ewigen Frieden und die verdiente Krone im Vaterhause Gottes gebe. Möge P. Ignatius drüber in der andern Welt an Gottes Thron bitten, daß die Gnade Gottes neue Missionarbeiter erwecke, die von der Heilandsliebe getragen, gern hinausziehen zu den armen Heidenvölkern. R. I. P.

### Die Höhle bei Triashill.

Von Br. Cassian Zengel, C. M. M.

Oft schon erzählte man mir, daß es in der Umgebung von Triashill viele unterirdische Höhlen mit Kammern und Vorratsräumen gebe, die meilenweit unter dem Boden sich hinziehen sollten. Diese unterirdischen Höhlen dienten nach Aussage der Bevölkerung früher als Schlupfwinkel bei feindlichen Überfällen. Ich hatte anfangs solche „Höhlengesichter“ nur für färische Märchen gehalten, bis unser Br. Aegidius, der mit den Dertlichkeiten hier sehr vertraut ist, mich eines besseren belehrte, und sich sogar bereit erklärte, mich in eine der nächsten Höhlen zu führen. Unser Schulregens Fr. Benno, Br. Simon und ich nahmen das Angebot mit Freuden an. An einem Sonntage nun machten wir uns fertig für diese Entdeckungsreise. Mehrere Dutzend Schulknaben im Alter von 10—12 Jahren begrüßten uns mit lautem Hurraugeschrei; das war unser Leibregiment, das mit Laternen, Stöcken und Prügeln versehen war, mit denen sie lustig in der Luft herumfuchtelten. Mit Jubel und Jauchzen ging es auf die Rusapistraße hinaus. Es war ein heiterer und sonniger Tag, zu einem Ausflug ganz geeignet. Unsere Vortruppen stampften mit den Füßen auf der Straße dahin, daß uns die Staubwolken förmlich einhüllten. Wir bogen alsbald links in einen Kaffernpfad ab, der uns durch weite Grassteppen und schöne Maisfelder hindurch in ein Kafferdorf führte. Angelockt durch das Jauchzen und Singen unserer Schuljugend strömten überall die Leute aus ihren Hütten. Als sie erfuhren, wohin wir marschierten, da wollte das Lachen und Richern kein Ende mehr nehmen. Manches lustige Scherzwort fiel dabei hinüber und herüber. Als wir das Dorf wieder verlassen hatten und auf unserem Weitermarsche am letzten Hügel angekommen waren, da sahen wir auf der Spitze desselben unseres Moses stehen, der den Hut schwenkend freundlich zu uns herabgrüßte. Mit Freudegeschrei erströmten nun unsere Jungen den Hügel

und als wir selbst oben ankamen, da war Moses von den Knaben schon wie ein Gesangener umzingelt.

Moses, einer unserer besten Katholiken, kam eben von der Kirche nach Hause. Er ist ein hochgewachsener und starker Mann im Alter von 30 Jahren. Als wir uns begrüßt hatten und uns eben miteinander unterhielten, kam auch das alte Mütterlein des Moses zu uns. Ihre Gestalt war lang und hager und ihre Haare waren schon ganz gebleicht; sie mochte wohl schon an die 90 Märsen hinter sich haben. Mit beiden Händen stützte sie sich auf einen gewaltigen Stock, der so dick war wie ein Kinderarm und der uns allen einen gehörigen Respekt einflößte. Sie blickte so ernst um sich, als fürchte sie eine Gefahr für ihren Sohn Moses; als dieser sie aber lächelnd anblickte und ihr einige Worte in das Ohr flüsterte, da schmunzelte sie ganz vergnügt und zog sich dann in den danebenstehenden Kraal zurück. Wir folgten ihr in die Hütte nach, um den Schulbuben zu besuchen, der vor einigen Tagen unter ein Wagenrad gekommen war und dabei ein Bein gebrochen hatte. Das Bein und der Unterleib waren dick ange schwollen und der Kranke zitterte und stöhnte auf seiner feuchten Strohmatte. Fr. Benno verordnete fogleich, daß der Junge nach der Station geschafft werden solle, wo er dann auch durch die gute Pflege in einigen Monaten wieder geheilt wurde.

Beim Weitermarschieren besuchten wir auch einen abgebrannten Kraal, wo im Jahre 1913 eine Frau durch einen Blitzschlag zu einem förmlichen Kohlenkumpen verbrannt wurde, während die anderen Kraalsinsassen mit dem bloßen Schrecken davon gekommen waren. Diese Frau hatte einig Zeit den christlichen Unterricht besucht, sich dann aber wieder losgesagt; gleich darauf kam dieses große Unglück, das von den Schwarzen allgemein als ein Strafgericht Gottes angesehen wurde. Der ganze Platz und die Fundamente der Hütte, die aus Bruchsteinen bestanden, sind schwarz gebrannt. Neder Kaffer eilt mit Grauen und Entsetzen an diesem Platze vorüber.

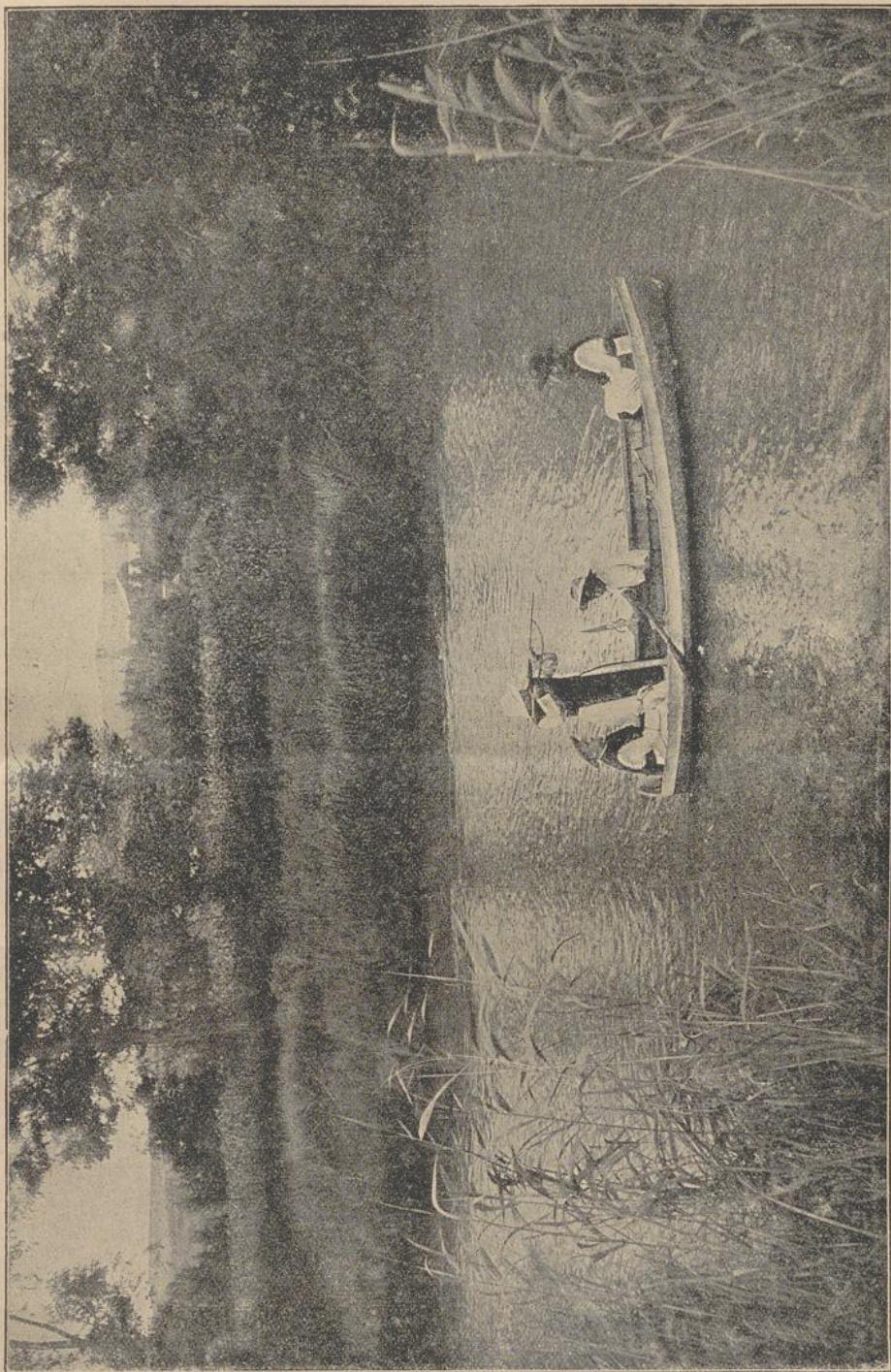
Endlich nach langer Wanderung erreichten wir die Schlucht. Am Eingange derselben stehen zwei mächtige Baumriesen, die mit ihren weitausgebreiteten herrlichen Laubkronen dem müden Wanderer ein frisches, kühles Ruhesäckchen und den Kindern der Umgegend ein allerliebstes Spielsäckchen bieten. Holz und Blätter der Bäume sind rötlich, weshalb die Eingeborenen sie Feuerbäume nennen. Diese zwei alten stummen Wächter an den unterirdischen Kammern haben schon manche großartige, aber auch manche grauenhafte Ereignisse geschaute, die sich in den vergangenen Jahrhunderten hier abgespielt haben. Die vor uns liegende Schlucht ging steil in die Tiefe; ganz unten lag der Eingang zur Höhle. Alles war ringsum so mit Gebüsch und jungen Bäumen verwachsen, daß unser Eindringen sehr beschwerlich wurde. Mannshohe Steinblöcke versperrten uns oft den Weg; wir mußten über sie hinwegsteigen, sie umgehen oder auch wieder unter denselben hindurchkriechen. Da gab es manche blutige Risse in den Händen und im Gesicht. Ich hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, da hatte ich meine ganze Reisegesellschaft schon verloren. Der Boden, auf dem ich gerade stand, war eben und lief nach links um die Hälfte der Schlucht wie eine Galerie herum. Ich folgte diesem breiten Fußsteig, der mit Gras und Unkraut verwachsen war. Die auf der einen Seite dahinlaufende senkrechte Wand war mit Gebüsch und Schlingpflanzen ganz überzogen; der Fußpfad lag aus wie ein Laubgang.

In die hintere Felsenwand waren mannshohe Nischen eingehauen, die in früheren Zeiten menschliche Wohnungen bildeten, jetzt aber unbewohnt und von Geesträuchern ganz verdeckt waren. Die ganze prächtige Naturszenerie mit ihrer tiefen Einsamkeit machte wirklich einen überwältigenden Eindruck.

Als ich wieder umkehrte, sah ich meine Reisegesellschaft mit den Buben von unten herauskommen. Sie erklärten, daß sie den Eingang zur Höhle nicht finden könnten. Wir wandten uns nun wieder nach rechts hinüber an die Stelle, wo ich zuvor heruntergekommen war. Dabei stießen wir auf mehrere Kraalsfundamente aus Bruchsteinen. In der Mitte eines dieser Fundamente lag eine große Steinplatte. Wir hoben sie hinweg und entdeckten nun einen vierzigigen ausgemauerten Schacht, der senkrecht in die Tiefe führte. Da unten lag die Höhle. Man erzählte uns, daß früher hier ein König gewohnt habe. Dieser Schacht bildete den Eingang zu seiner unterirdischen Residenz. Nur allzugern hätten wir dieser verlassenen Wohnung da unten einen Besuch abgestattet, allein wir konnten uns nicht so lange aufhalten. Dafür besuchten wir noch eine Bushmannshöhle, die wenigstens 100 Fuß oberhalb in der Felsenwand lag. Diese Höhle zog sich wie ein riesiges Zimmer in einer Länge und Breite von 50 Fuß in die Felsenwand hinein. Der Fußboden war so eben wie ein Tanzboden. An der hinteren Steinwand waren allerlei Tierfiguren gemalt. Im Hintergrund erhob sich eine mächtige Steinräule, die gleichsam das ganze Steinge wölbe trägt. Der Eingang zur Höhle ist offen, aber nur schwer zugänglich wegen des steil abfallenden Bodens. Von hier oben aus genießt man eine prachtvolle Aussicht in diese zauberhafte Tal schlucht, die nach Westen hin offen ist und da in die weite grüne Ebene hinausläuft. Ein kleines Bächlein mit hellem, frischem Wasser entspringt in dieser Schlucht und sucht seinen Weg munter plätschernd hinaus in die weite Ebene.

Als wir den Eingang zur Höhle nach langem Suchen endlich fanden, stürzte alles in wilder Eile darauf los. Die Laternen wurden angezündet und im nächsten Augenblick war der ganze Bubenschwarm in dem Loch verschwunden. Der Eingang war nur so groß, daß etwa eine mittelgroße Ziege hineinschlüpfen konnte. Wenn wir die Höhle besichtigen wollten, blieb uns nichts anderes übrig, als auf dem Bauch in dieses Drehloch hineinzuschlüpfen. Ich war der erste, der den Buben auf dem Wege zum Berginnern folgte. Ein Vergnügen ist es gerade nicht, eine halbe Stunde lang sich auf Händen und Füßen fortzubewegen. Der „Weg“ führte beständig auf und ab. Von den Wänden tropfte das Wasser. Die Buben, die mir vorankrochen, waren längst weit voraus und so war vor mir auch der Lichtschimmer verschwunden. In dieser unheimlichen Finsternis rief ich laut um Licht. Der Widerhall meiner Stimme brauste so schrecklich und schaurig, als wenn hunderte von Toten in diesem Berge donnernd ihre Stimme wiedergegeben hätten. Da sah ich auch schon in der Ferne ein Licht, daß auf mich zukam und hinter mir hörte ich das Lachen von Fr. Benno und Fr. Simon, die mir gefolgt waren. So rutschten wir denn gemütlich weiter, bis wir endlich in eine Kammer gelangten, in der wir aufrecht stehen konnten. Die Kammer war geräumig, sie fasste ungefähr 50 bis 60 Personen. Ein Schacht, der durch die Decke nach oben ging, sorgte für Zutritt frischer Luft. Die Höhle ging von hier aus noch weiter in den Berg hinein, wir folgten ihr aber nicht mehr. In der Kammer setzten wir uns in einem Kreis zusam-

men und unterhielten uns über die Entdeckung, die wir heute gemacht hatten. Die Buben fühlten sich besonders befriedigt darüber daß es ihnen gelungen war, uns in zauberte Könige und Königinnen, die feierlich protestierten, daß wir es gewagt hatten, in ihr einjämes Reich einzudringen.



Bootsfahrt auf dem Umzimfulu. (Im Hintergrunde die Station Reichenau.)

den Berg hineinzulocken. Als wir ein Stündchen geruht hatten, begannen wir den Rückzug. Einer hinter dem anderen krochen wir zum Höhleneingang zurück. Es war mittlerweile schon dunkel geworden. Auf dem Heimweg verfolgten uns die Frösche unten im Bächlein mit ihrem lauten Gequack. Vielleicht waren es ver-

**Eine Österreide.**  
Von Br. Adrian Vellazino, C. M. M.  
Centocow. — Zwischen der Missionsstation Reichenau und Centocow erstreckt sich die Amakuza Location, in der etwa 7000 Schwarze wohnen; der

Häuptling heißt Mjila. Location in diesem Sinne bedeutet einen Distrikt, wo nur Eingeborene wohnen dürfen und woselbst sich kein Europäer ansiedeln darf. Der Häuptling Mjila war dem Christentum lange Zeit sehr abgeneigt. Nur widerwillig gab er seine Zustimmung zur Errichtung von Kapellen und Schulen. Allmählich wurde er entgegenkommender und jetzt hat er schon 4 seiner Söhnen in Centocow in die Schule geschickt. Zwei davon, Leo und Panfratz, sind bereits Christen. Wenn der alte Herrscher selbst noch zum Christentum kommen sollte, so wäre das als ein außerordentliches Wunder der Gnade zu betrachten. Das Haupthindernis für seine Bekehrung ist die Polygamie oder Vielweiberei. Als kürzlich ein Sohn von ihm in der Schule gefragt wurde, wieviele Frauen sein Vater habe, da antwortete er unbeschangen: „Es sind nicht mehr so viele!“ Dann zählte er an den Fingern und sagte: „Es sind nur mehr etwa 12, 5 sind bereits gestorben.“ Seiner Brüder und Schwestern sind so viele, daß er sie gar nicht alle kennt.

Da ist es nun leicht erklärlich, daß ein solcher Häuptling vom Christentum nichts wissen will, das von Keuschheit und Enthaltsamkeit predigt und bedingungslos nur eine Frau gestattet. Wollte sich so ein Häuptling befehren, so müßte er alle Frauen bis auf eine entlassen und das wäre für ihn so viel wie ein Auge ausreihen und eine Hand abhauen, wovon das Evangelium redet. In der Location waren bisher 4 Katechistenstellen und damit verbunden 4 sogenannte Tagesschulen. Letztere erhalten von der Regierung Unterstützung, sind aber dann auch der staatlichen Prüfung unterstellt. St. Emmanuel, St. Josef und St. Anton gehören nach Reichenau und werden von dort aus besorgt. Maria von den Engeln gehört zu Centocow. Die Schule dort selbst, die jetzt 80 Schüler zählt, verpricht viel Gutes für die Zukunft. Eine 5. Katechistenstelle „Eralingenwa“ hatte bisher noch keine Kapelle. Eine Schule war dort schon einmal eröffnet worden. Borderhand sind Kinder von dort in Centocow in der Schule.

Eralingenwa liegt in der Nähe eines Urwaldes in einer unwirtlichen, wildromantischen Gegend mit schroffen Felsenschluchten. Der fast dreistündige Weg dahin ist kaum mit einem Pferde passierbar. Trotz dieser Schwierigkeiten erschienen die Christen von dort zur Erbauung der Gemeinde fast jeden Sonntag in Centocow beim Gottesdienste. Ein besonders gutes Beispiel geben Fabian und dessen edle Mutter Ludovika, die schon einmal im Vergizheimnichte mit dem starken Weibe, von dem in der heiligen Schrift die Rede ist, verglichen wurde. Die guten Leute hatten sich nun vereinigt, nach französischer Bauart selbst einen geräumigen Kraal zu bauen, der bis auf bessere Zeiten als Kapelle dienen sollte. Am Ostermontag 1919 wurde nun dieser neue Betont von unserem Hochw. Superior P. Emmanuel Hanisch eingeweiht und das erste hl. Messopfer dort gefeiert. Die Freude der Erbauer war übergroß, da sie von jetzt an das Glück haben konnten, in ihrer Nähe einer hl. Messe beiwohnen zu können. Gleichwie der siegreiche Heiland am Ostermontag den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus erschien, so hatten die Christen in Eralingenwa die große Freude, dem in Brotsgestalt geheimnisvoll verborgenen Erlöser in ihrer neuen Kapelle huldigen zu können. Einige von ihnen, allen voran Ludovika, bereiteten ihm auch noch eine Wohnung im eigenen Herzen. Bei der heiligen Messe sangen die Schulkinder von Centocow schöne, zweistimige Lieder. Die herbeigeeilten Heiden hielten sich in

ehrfürchtvoller Haltung außerhalb der Kapelle. Auch 5 Brüder und einige Schwestern von der Station Centocow hatten den guten Christen von Eralingenwa die Freude bereitet und waren zur Festfeier erschienen. Selbst der über 70 Jahre alte Bruder Sebastian machte rüstig und behendig den beschwerlichen Weg auf Schusters Rappen und verzichtete darauf, ein Pferd zu benützen. Für die Festmahlzeit war isijingi (Kürbissbrei) und Ziegenfleisch bereitet. Ludovika, eine entschlossene und tatkräftige Frau, die auf ihre Stammesgenossen einen großen Einfluss ausübt, war für alles besorgt. Sie war ja gleichsam die Triebfeder des ganzen Baues gewesen und hatte an dem Zustandekommen desselben den werktätigsten Anteil genommen. Im Vereine mit anderen Frauen hatte sie das Stroh zum Decken der Hütte stundenlang vom Umzimbulufluß heraufgetragen. An diesem festlichen Tage fühlte sie sich für alle ihre Mühen reichlich belohnt; es war für sie ein wohlverdienter Freudentag.

Die Centocover Kinder vergnügten sich noch mit einem fröhlichen Tanz nach französischer Sitte. Die erschienenen heidnischen Burschen wollten auch nach ihrer Weise das Fest verherrlichen und tanzten ebenfalls. Lustig und gelenkig waren sie die Beine empor, doch so anständig, daß die großen Zehen die Nase nicht berührten, wie sie es wohl vermocht hätten. Ist das glaublich, möchte vielleicht mancher Leser fragen. Ja, nicht nur das, einige sind sogar so kunstfertig, daß sie den Fuß noch über den Kopf werfen. Letzteres vernahm ich aus dem Munde des Dalinjebo, eines schon erwachsenen Sohnes des schon oben erwähnten Häuptlings Mjila, der hier in der Schule ist und alle diese heidnischen Tänze und Gebräuche am väterlichen Hofe miterlebte. Wenn die Burschen tanzen, wird so mit dem Füßen gespielt, daß der Erdboden dröhnt; einem übermüdeten Tänzer soll bei einem solchen Takte die Zunge geplatzt sein. Der Himmel zeigte an diesem Freudentage keine heitere Miene. Schon in der Frühe setzte ein Sprühregen ein, doch blieb es dann den ganzen Tag über trocken. Erst am Abend, als die Festteilnehmer wieder daheim waren, ging ein schwerer Gewitterregen nieder. Den vielen „Kirchweihbesuchern“ blieb viel trügerischer Schweiß erspart, da es der werten Frau Sonne beliebte, den ganzen Tag ihr holdes Angesicht zu verschleiern.

### Gesang und Tanz bei den Käffern.

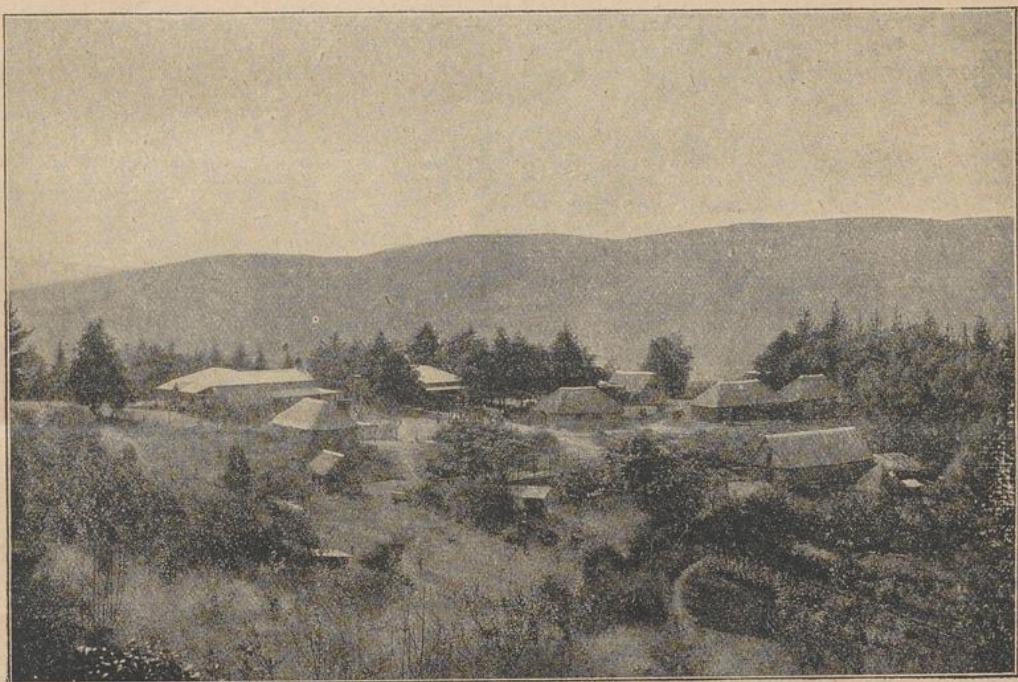
Von P. Solanus Peters, C. M. M.

„Johann, der muntre Seifensieder,  
Sang froh und heiter seine Lieder.“

Immer muß ich an dieses Gedicht denken, wenn ich morgens gegen 4 Uhr, bevor noch die Hähne krähen, den Koch und Kuhmäher unseres Nachbarsfarmers Mr. Comrie singen höre. Gumeida, so heißt diejer singende Käffer, muß vor Sonnenaufgang bei seinem Herrn sein. Sein erstes Geschäft ist, den Tee zu kochen und ihn seinem Herrn ans Bett zu bringen. Da ihm aber der eigene Herd lieb und teuer ist, so geht er jeden Tag von der Farm wieder nach Hause, schlafst zu Hause, steht aber dann morgens wieder bei Seiten auf, um zur rechten Zeit auf seinem Arbeitsplatz zu sein. Sein Weg führt über einen Berg Rücken, der in einer Entfernung von etwa  $\frac{1}{2}$  Meile der Missionsstation Einsiedeln vorgelagert ist. Von dort aus erschallt täglich sein Gesang und weckt uns aus dem Schlafe. —

Die Kaffern haben alle ein prächtiges Stimmorgan. Der hl. Gott hat diesem Volke Gesangsfähigkeit und Gesangesfreude reichlich zugemessen. Ich kann mich erinnern, wie mir bei Gelegenheit einer Visitation der Sekretär des hochwürdigsten Herrn Brälaten sagte: „Bei der hl. Messe haben die Schwarzen so ergreifend schön gesungen, daß mir vor Rührung die Augen überliefen.“ Ja, der Kaffer ist ein geborener Sänger. Der Führer der Kaffernpartei, Minister Dube, hat schon einen herrlichen Kaffernchor um sich gesammelt. Mit demselben geht er öfters nach Johannesburg, um in dieser Goldstadt öffentlich Gesangsvorführungen zu veranstalten. Seine Frau, auch eine Schwarze, spielt dabei Klavier. Die dort weilenden Millionäre laufen mit Lust und Wonne dem Spiel und dem Gesang der Schwarzen und greifen dann auch tief in ihre großen Geldbeutel.

tiger Berührung, sondern ein Treten, ein Stampfen und Recken, ein Gliederstrecken, wobei er auf dem Platze stehen bleibt, oder wieder ein leichtes Vorwärts-, Rückwärts- oder Seitwärtsgehen. Jeder vollführt die eigene Rolle entsprechend dem Takte der Musik ohne Rücksicht auf den andern. Darum braucht der Kaffer auch viel Platz zum Tanzen; er tanzt daher nicht in geschlossenem Raum, sondern stets im Freien. Geht es fein und nobel zu, dann bilden die Taktchläger, die Händeklatscher, die Sänger und Zuschauer einen weiten Kreis; in der Mitte dieses Kreises tanzt dann eine einzige Person, begafft und beklatscht von allen Umschenden. Zu Thakas Zeit mußten solche „Primatänzer“ solange in diesem Zuschauerkreise tanzen, bis sie tot zu Boden fielen. Wenn eine Mund- oder Ziehharmonika vorhanden ist, so spielt diese einer, tanzt aber dabei selbst und umkreist stets die tanzende Gruppe. Ist kein Spiel-



Missionsstation Mariahilf.

Der Gesang des Naturkaffern ist monoton, wie der Gesang des einsamen Spechtes in stillen Wäldern, sehr lang gedehnt, aber nicht uninteressant, sondern zu Herzen gehend, wie der monotone Zweif- und Dreischlag des Spechtes. Unser Gurnede singt das hohe C mit vollem Brustton, dehnt es lang hinaus, ohne zu fallen; dabei erklingt es stark, hell und klar.

Wie der Kaffer ein geborener Sänger ist, so ist er auch ein geborener Tänzer. Alles tanzt beim Kaffer, die Füße, die Arme, die Schultern, der Nacken, der Kopf, die Augen, der Mund, die Wangen, die Stirnhaut, die Kopfhaut; auch diese vermögen nämlich viele Schwarze zu bewegen, wie es ein Pferd tut, um eine lästige Fliege abzuschütteln. In den Füßen tanzen beim Kaffer auch die Fersen, die Fußballen, die Zehen, der Unter- und Oberchenkel. Alles bringt der Kaffer in harmonische Bewegung zum Takte der Musik. Es ist kein Rundtanz und kein Tanzen mit gegensei-

instrument da, was meistens der Fall ist, so wird mit Stöcken der Takt geschlagen oder mit den Händen gleichmäßig geklatscht; dabei wird auch gesungen und öfters wieder etwas laut dazwischen gerufen im Einklang mit dem Gesang. Die Burschen tragen beim Tanz meistens alte Ochsenchwänze in den Händen, die sie hin- und herschwingen, die Mädchen rote oder weiße Lücher; die Braut tanzt am Hochzeitstage mit einem weißen Sonnenschirm und einem langen Messer.

#### Endlich ersleht.

Von Schw. M. Roswitha C. P. S.

Centocow, Juli 1919. — Vor fast drei Jahrzehnten kam ein schon erwachsener Knabe in die Schule von Centocow, als diese unter dem Schutz des göttlichen Herzens Jesu seit Jahren blühende Missionsstation erst vor kurzem vom Hochw. P. Gerard, dem jetzigen Hochw. Abte, gegründet worden war. Der brave Bursche wurde

am Ende der wohlbestandenen Vorbereitungs- und Probezeit auf den Namen Ambrosius getauft. Nach vier Jahren vermählte er sich mit Karoline, einem Mädchen der Centocover Schule, und ließ sich in der Nähe des Ingwangwane-Flusses nieder.

Wie in der Schule, so waren beide auch als Eheleute brav und führten ein wahrhaft christliches Leben. Es gefiel nur dem lieben Gott, das fromme Ehepaar mit großem Leid heimzufinden. Ihnen, die so gern ein Kind ihr eigen genannt hätten, wurden acht Kinder tot geboren und zwei andere lebten nur noch so lange, daß man ihnen in Eile die Nottaufe spenden konnte. Beim zehnten Kinde im Jahre 1916 starb die Mutter selbst. Trotz dieser großen Trübsal hatte zwischen Gatte und Gattin allezeit Eintracht und Liebe geherrscht; daher war auch beim Tode Karolinens die Teilnahme eine allgemeine.

Ein Jahr darauf führte Ambrosius ein protestantisches Mädchen heim, Lucia mit Namen, welche sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen ließ und nicht lange nach ihrer Konversion auch des Glücks der ersten hl. Kommunion teilhaftig wurde. Aber nochmals verlangte Gott ein Opfer. Das erste Kind war wieder tot geboren.

In ihrer großen Betrübnis nahmen sich die geprüften Eheleute vor, durch besondere Gebets- und Tugendübungen sich vom lieben Gott ein Kind zu erflehen. An allen Donnerstagen, wenn das Glöcklein vom Turme des Loreto-Kirchleins nahe beim Ingwangwane-Flusse erklang und zur heiligen Messe einlud, begaben sich alle Hausegenossen, Ambrosius und Lucia, Humbeline, Ambrosius' hochbetagte Mutter und seines Bruders Sohn Hembold, welchen er nach des Bruders Tode in seinen Kreis aufgenommen hatte, zur Kirche und empfingen die hl. Sakramente, gewiß ein rührender Anblick! Dieses beharrliche, fromme Ungeštüm schien dem Vaterherzen Gottes gleichsam Gewalt anzutun; denn endlich, im Jahre 1919, wurde ihnen ein Knabe geboren, der am Leben blieb.

Am 3. Juli wurde er auf den Namen Anton getauft, damit St. Anton, der Wundermann, doch ja Sorge trage, daß dieses Kind den Eltern nicht verloren gehe. St. Antonius erfreut sich nämlich großer Verehrung unter unsrern schwarzen Christen, zumal seitdem in unserer neuen, schönen Herz-Jesu-Kirche in Centocow am 27. August 1916 eine große St. Antonius-Statue aufgestellt und nach einer begeisterten Predigt zu Ehren des überall geliebten Volksheiligen vom hochw. P. Superior. P. Emmanuel Hanisch, feierlich eingeweiht wurde. Gern beten unsere Christen zu ihm, zünden Kerzen zu seiner Ehre an und empfangen die hl. Kommunion an seinem Fest.

Ich war bei der Taufe des kleinen Anton zugegen; sie wurde unter großer Beteiligung der Gläubigen nach der hl. Messe im Loreto-Kirchlein vom hochw. P. Elias Müller erteilt. Zur Feier des Tages hatte die hochbeglückte Mutter ihr weißes Brautkleid angelebt. Das Kind verhielt sich während der ganzen hl. Zeremonie so still und ruhig und nach der hl. Taufe schaute es mit den großen, braunen Augen geruhsam und friedlich in die Welt hinein, daß man die in die Seele gesenkten Gotteskindschaft gleichsam zu fassen glaubte. Noch an dem nämlichen Tage stieg ein inniges Rosenfranziskaner um Erhaltung des Kindes zum Himmel empor. Möchte auch moncher fromme Beser, manche fromme Beserin des „Vergißmeinnicht“ für den kleinen Anton in Afrika ein andächtiges Ave Maria

beten, denn er macht das ganze irdische Glück eines christlichen Ehepaars aus.

### Zur gefälligen Beachtung!

Allen freundlichen Leserinnen und Lesern des Vergißmeinnicht empfehlen wir die seit Januar in unserem Verlag erschienene Kinderezeitchrift

### Missions-Glöcklein.

Dieselbe kostet jährlich 1.20 M. Bestellungen kann man jederzeit machen entweder bei unseren Befürderern oder direkt bei der Missionsvertretung. Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert.

Mariannhiller Mission  
Würzburg, Pleicherring 3.

### Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Brave und begabte Knaben und Junglinge, die sich dem Missionsberufe widmen wollen, finden Aufnahme im Monstianum in Lohr a. M. Am 15. April soll dort ein Sommerkurs für sogenannte Späberufe beginnen. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an:

Monstianum Lohr a. M. Bayern Uf.

Heilige Messen können vorderhand nicht mehr angenommen werden.

Siehe Oktober-November-Nummer des Vergißmeinnicht 1919.

### Eine herzliche Bitte!

Die Mariannhiller Mission beabsichtigt, in Deutshland eine Mi derlassung mit Studienhaus zu gründen. Für einen derartigen Zweck kämen vor allem alte Klöste, ehemalige Klöster oder andere geeignete Gebäude in Betracht. Es sollte damit auch soviel Grundbesitz verbunden sein, daß sich die Anstalt durch eigene Arbeit erhalten kann.

Wir richten daher an alle verehrten Förderer und Wohltäter die dringende Bitte, uns geigene Objekte gütigst mitzuteilen. Diesbezügliche Nachrichten wolle man richten an:

hochw. Herrn P. B. Reiner, Generalprofessor,  
Würzburg, Pleicherring 3.

Wir empfehlen dieses große Anliegen auch dem Gebet aller Söhne und Freunde unserer Mission, da von einem zahlreichen und guten Nachwuchs das Blühen der Mission abhängig ist.

Mariannhiller Mission.



### Durch den heiligen Joseph.

Von Elisabeth Düter.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist es gewesen. Da herrschte in der jungen Ordensniederlassung der Barmherzigen Schwestern in Göttingen große Not; denn die Zinsen für das jüngst angekaufte Haus mussten bezahlt werden; und es war kein Geld im Hause, selbst nicht, um die nötigsten Wintereinkäufe an Kohlen und Kartoffeln für das Klösterchen zu machen. Die wenigen Einnahmen durch die Kochlehrlinge, Pensionäre und Warteschulflinder hatten nicht ausgereicht, um noch Gold zu ersparen, sondern hatten nur die leisenden Auslagen gedeckt.

Die Oberin ging mit schwerem Herzen, das die Sorgen ganz darniederdrückten, umher. Endlich sagte sie den kleinen, ihrer Obhut anvertrauten Ordensgemeinde von ihrem Kummer und begann jogleich mit den wenigen Schwestern eine neuntägige Andacht zum heiligen Joseph zu halten um Rettung aus der Not.

Die Tage gingen hin, ohne daß sich irgend etwas Besonderes ereignet hätte. Der letzte Tag der Andacht war gekommen; er ging zu Ende wie auch die Novene, welcher alle Schwestern mit großer Inbrunst und innigem Vertrauen beigewohnt hatten.

Schon war das gemeinsame Abendgebet gesprochen, die Schwestern zur Ruhe gegangen; und als letzte trat die Oberin aus dem trauten Hauskapellchen, wo sie noch einmal dem Herzen Jesu all ihre Not geflagt und sich in den Willen Gottes ergeben hatte. Nun wollte sie sich zur Ruhe begeben, als es plötzlich an der Pforte schellte, obwohl es schon bald 10 Uhr war.

„Es wird wohl noch eine Nachwache gewünscht“, dachte die Oberin und öffnete die Haustür.

Da stand zu ihrer Überraschung ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft draußen, nur in ein Umschlagtuch gehüllt, und spricht:

„Ach, Schwester Oberin, es ist freilich schon spät, aber ich muß Sie doch notwendig heute noch sprechen, sonst habe ich wieder keine Nachtruhe.“

Die Oberin geht mit dem alten Fräulein, das sie recht gut kennt, als eine fromme, reiche Jungfer, welche mit ihrer ebenso alten Schwester in dem Städtchen, unweit des Klösterchens wohnt, in das Sprechzimmer. Hier zündet sie gleich Licht an und setzt sich dem erregt scheinenden Besuch gegenüber.

„Ich bringe Ihnen hier etwas“, sagte das alte Fräulein, indem es unter dem Tuche ein Päckchen hervorzieht, aus welchem eine Anzahl Hundertmarkscheine zum Vorschein kommen.

„Der hl. Joseph will es so haben“, fährt das Fräulein fort. „Denken Sie nur, Schwester Oberin! Schon zweimal ist mir in der Nacht der hl. Joseph im Traume erschienen und hat zu mir gesprochen: „Bringe das

Geld den Barmherzigen Schwestern!“ Es ist dieses Geld, welches wir gerade erhalten haben für unser verkaufstes Kartoffelland. Und wir wollten es nun zum 1. Oktober auf die Sparkasse bringen. Aber der hl. Joseph hat mir befohlen, es hierher zu bringen. Nun läßt es mir keine Ruhe mehr, und ich fürchte mich, daß der hl. Joseph diese Nacht wieder kommt. Den ganzen Tag wußte ich von innerer Unruhe nirgends zu bleiben. Und meine Schwestern redete mir auch zu, es Ihnen zu bringen. Hier ist das Geld. Nun bin ich meine Last los“, schloß das erregte alte Fräulein.

„Und wie sind mit einem Male aller Sorgen ledig. Dank sei dem lieben Gott, der uns auf die Fürbitte des hl. Joseph so kräftig geholfen hat“, rief die Oberin, die die Tränen über die Wangen rollten vor Rührung und Dankesfreude.

Dann erst erzählte sie der alten Dame von ihrer Sorge und Not und von der neuntägigen Andacht, welche gerade heute zu Ende gewesen sei.

Aber: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Auch die Not des Klösterchens war gehoben. Die Zinsen konnten bezahlt werden, Wintereinkäufe wurden gemacht und ein schönes Stück Land gekauft, wo im Frühjahr Kartoffeln gepflanzt werden sollen.

Gott und dem hl. Joseph wurde innigst gedankt und ihm seitdem mit um so festrem Vertrauen alle Sorge der jungen Niederlassung anvertraut. Ist ja doch der hl. Joseph so recht der Patron der Haushaltungsstände und die Sorge für fremdes Wohl und Wehe ihm verständlich.

Den beiden wohltätigen alten Damen, die einen Teil ihres Vermögens so glücklich bei dem hl. Joseph auf Zinsen anlegen, ging es noch lange gut. Sie verlebten ihre letzten Erdentage im Klösterchen unter der liebevollen, dankbaren Pflege der Schwestern, denen sie testamentarisch ihr Vermögen vermacht hatten, wie sich nach ihrem Tode zeigte.

Diese kleine Begebenheit hat die Oberin, welche nun schon in der Ewigkeit weilt, oftmals erzählt, stets voll dankbarer Erinnerung an die wunderbare Hilfe des hl. Joseph.

### Die Wunderwiese.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Meines Vater Sohn ist einmal dazugekommen, an einer Wiese ein Wunder zu wirken, das sich jetzt noch in jedem Sommer erneuert, obwohl manches Jährlein inzwischen in den Schoß der Zeiten gepilgert. Wer also an besagtes Wiesenwunder nicht glauben will, der mag sich zur Sommerszeit an Ort und Stelle überzeugen und meines Vaters Ebentwiese hinter meinem Heimatdorflein besichtigen. Damit aber jedermann das Wunder

recht begreife, muß ich vorausschicken, daß diese Ebenwiese vordem nur eine verwahrloste Heide war. Wie diese Heide zur Wiese wurde und wie dieses Wiesenwunder geschah, will ich getreulich erzählen.

Das Jahr, in dem sich dieses Wunder begab, war überhaupt reich an großen Begebenissen; im Leben meines Vaters Sohnes war es ein „Markstein“, wie sich der greise Studienrektor so schön ausdrückte, als er uns scheidenden Studentlein die Abschiedsrede hielt: „Ziehet hin, die Welt steht euch offen, das reiche, volle Leben winkt. Frei von den Rüxeln und Fesseln der Studienjahre am Gymnasium freudenzt euch die Zukunft den Wein des Wissens, den Becher der Freiheit, den Kraftrunk der Männlichkeit. Dieser heutige Tag wird einen Markstein in eurem Leben bilden, einen Markstein sage ich.“

Und dann zogen wir hin in das Leben, das uns offen stand. Wir schwangen die bunten Mützen oder trugen sie gek auf dem Kopf, die Brust schmückte das rotweiße Band, und am Leibäschlein baumelte der Bierzipfel. Und das Herz war uns zum Zerpringen voll vor Glück und Seligkeit. Wir durften von diesem Augenblick an in das nächstbeste Wirtshaus gehen und den Kraftrank der Männlichkeit trinken, wie wir wollten; wenige Stunden vorher hätte uns ja ein Wirtshausbesuch noch eine Rektoratsstrafe eingerungen. Ja, dieser Besuch war wirklich ein Markstein, und das Leben stand uns offen.

Und jeder wußte schon ein Weglein in dieses lockende Leben. Den einen zog es an den Gardasee, den andern nach Helgoland, ein Dritter durfte das heilige Rom schauen, von dem wir in der Geschichte so viel Rühmliches gelernt hatten. Jeder durfte als Lohn für neunjährige Studienmühsal und endlichen Erfolg eine Reise machen nach Herzenslust. Auch meines Vaters Sohn hatte eine solche Sommerreise im Sinne, in das Land der Edda, zum Göttaelf und zu den Darlefarklern droben im hohen Norden; aber er wagte aus gewissen Gründen nicht ernstlich darüber nachzudenken. Diese Gründe wurden immer gewichtiger, je näher ich meinem Heimatdorflein kam.

War das ein Geschau, als ich mit der bunten Mütze durchs Dorflein zog! Die Hühner ließen gackerrid zur Seite, manch ein Gockel gaffte mich zornig an, und der Stier auf der Lembergerweide stellte den Schweif kerzenstein in die Höhe und stürmte steifnackig auf meine rote Mütze los, er hätte mich sicher aufgespießt, wenn er über den hohen Baum gefonnt hätte. Was wußten die guten Tiere von der Bedeutung dieses Tages, der ein Markstein in meinem Leben war? Wußten's ja nicht einmal die Leute. Nein Wunder! War ich doch der erste Dörfler überhaupt, der mit roter Mütze und buntem Band über den Anger trabte. Es gab kein Beispiel und keinen Vergleich aus der Vergangenheit, und so wußten sie sich meine Farbenzier nicht zu deuten. Die einen meinten, ich sei närrisch geworden wie mein Vetter Heinrich, die anderen rieten, ich hätte wohl einen Posten bei der Eisenbahn bekommen, wieder andere meinten, ich wäre „ausgesprungen“, und mit dem Geistlichwerden wär's nun endgültig vorbei.

Ich lief in die Stube, wo die Meinen schon versammelt waren, weil sie mich über das Schwendbüchel her schon hatten kommen sehen, und legte das Zeugnis auf den Tisch. Sie lobten mich recht, und die Mutter machte mir gleich ein Tierchenmalz. Der Vater holte eine Speckseite aus der Räucherkammer, die er eigens für meinchen Ehrentag aufgehoben hatte, und die Dirnlein musterten die Mütze, das Band und den Bierzipfel.

Nach dem Essen mußte ich mit Vater ins Brauhaus gehen, da war der Pfarrer und der Lai, der Posthalter und der Aufschläger. Die wußten meine Mühe schon zu würdigen, und der Pfarrer sagte, so ein gutes Zeugnis wie das meine hätte er noch von keinem Absolventen gesehen.

Auf dem Heimweg war mein Vater recht glücklich, und ich dachte schon: vielleicht wird's doch was mit dem Land der Edda, mit dem Göttaelf und den Darlefarklern im Norden droben. Da sagte mein Vater, als er riet er meine Gedanken: „Gelt, jetzt bräuchtest halt ein Geld?“

Ich nickte nur.

„Ja“, sagte er nach einer Weile, „wenn ich's hätte, wie ich's nicht habe, gern — soviel du möchtest.“

„Muß ja nicht sein, Vater“ sagte ich, denn ich sah, wie hart es ihm ankammt, mir diesen Wunsch abschlagen zu müssen. „Haben andere auch feins und geht auch,“ füge ich zu seinem und meinem Troste bei. —

Am andern Morgen hängte ich Zipfel, Band und Mütze an die Wand, wo sie heute noch hängen, suchte meine alte Ferienhose und den Strohhut vom Vorjahr und setzte mich mit meinen Leuten zur Suppe. Nach dem Essen nahm ich Axt, Breithaxe und Wurzelhacke auf die Schulter und schickte mich zur Arbeit.

„Wo gehst denn hin?“ fragte die Mutter.

„In die Eben hinter, ins Wunderwirken . . .“ sagte ich, und bog schon um die Ecke.

Auf der Ebenwiese hieb ich gleich einem verwachsenen Ameisenhaufen den Kopf ab; das war der Anfang des Wunders.

Ich wirkte selbst noch nicht, was ich eigentlich wollte. Arbeiten, mühen und müde werden, das hatte ich als Sicheres im Sinn. Als ich aber über die Ebenwiese hinauf, warb ich mir gleich eines schönen Zweckes bewußt. Die Ebenwiese starnte von Steinen und Brombeerbüschchen, Wachholderstauden, Maulwurfshügel und Bürstlingelecken, und der spärliche Graswuchs war von hohem Heidekraut überwuchert. Ich irrte in die Fäuste und fällte zum zweitenmal eine alte Wachholderin, die ich sogleich auf einem Bürstlingsrasen verbannte. Eine Stande um die andere irrte ich an, fällte sie und warf sie ins Feuer. Ich kam mir vor wie ein Reuter der Siedelzeit, als die Ebenwiese noch Wald war und die Dörfler noch mit Wölfen und Bären rangen. Wölfe und Bären gab es zwar nicht mehr in den weiten Wäldern rings um die Ebenwiese, aber die Wipfel raunten noch wie damals und dieses Wipfelrauschen und hohe Brausen nahm ich für die Weisheit der Edda, deren Heiland mir nicht zu schauen vergönnt war.

Im Talgrund rann die Röhrnach. Das ist der Göttaelf, dachte ich mir.

In den Wäldern am Eschenberg und am Eisenstein zogen weißblaue Rauchfahnen von den Holzfeuern zu Höhen. Und ich dachte weiter: In diesen Wäldern haujen die Darlefarklier.

So hatte ich alles, was ich wollte; das Mutterland der Edda, den Göttaelf und die Darlefarklier, wenn auch nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Und die ist oft besser als die Wirklichkeit. Warum hören denn die Liebesgeschichten immer dann auf, wenn sich der Held und die Heldin bekommen haben? Etwa deshalb, weil dann nichts Schönes mehr kommt? Und ist nicht jede Erfüllung auch immer das Grab einer Hoffnung? Vielleicht war der Röhrnerbach gerade so schön wie der Göttaelf; und die Holzhauer am Eschenberg waren vielleicht

ebenso sehenswert wie die Darlekarlier da oben im Nordland.

Das eine war mir gewiß: meine schöne Einbildung kostete mir keinen roten Heller, und ich konnte mir alles so herrlich ausmalen, als ich nur wollte. Wer hatte mir etwas einzureden? Was hatte unser Studienrektor vor ein paar Tagen vom „Becher der Freiheit“ gesagt? Vor das nicht schon ein Tröpsem vom „Wein des Wissens“?

Wieder warf ich einen Wacholder ins glühende Feuer, daß die Flammen frisch ausprasselten und die Rauh schwaden wie ein Wolkenbruch über die Eben wallten. Ich stülpte die Ärmel auf und riß einen Stein aus dem Rasen; in das Loch stürzte ich einen Maulwurfskügel und trat die Erde seit. Wo ein Stein bei Stauden lag oder aus dem Bürling lugte, nahm ich ihn auf oder riß ihn aus und trug ihn zur Marhscheide; dort schickte ich sie zum Walle, der meine Wunderwiese umfrieden sollte.

Vom Böhmiweigel hernieder rann ein Wässerlein zu meiner Eben, daß sie weithin versumpfte, weil es den Becher „der Freiheit“ und die „offenen Türen der Welt“ nicht recht zu brauchen wußte, so daß es richtig „versumpfte“. Ich hieb mit der Breithau am Steinwall entlang einen Graben, und das Wässerlein wälzte sich gleich wohlig darin. Wie willig war es! Es folgte jedem Spatenstiel und lief mir nach bis zum Heiderasen, in den ich seinen Lauf endlich lenkte.

So verging mir der erste Feiertag, so der zweite, der dritte; so vergingen mir sieben Wochen. Und ein Tag war wie der andere.

Wohl stand ich manchmal auf die Breithau getröst und betrachtet: die blutigen Schwelen in den Handflächen und jamm an die Freunde, die jetzt am Gardasee, an der Riviera oder im ewigen Rom das väterliche Geld verputzten. Ha, was würden sie sagen, wenn sie mich hier bei solcher Arbeit sahen in dem Zustand unseres Urvaters Adams, aber nicht im Paradiese, sondern nach dem Sündenfalle: „Im Schweiße deines Angesichtes . . . !“ Wohl zweifelte ich manchmal selbst am Gelingen meines Wunders; denn die Eben war groß und der Stein, der Maulwurfsausen und Stauden gab es unzählige darauf. Aber wie hieß es? „Sauere Wochen — frohe Feste!“ Dann schob ich den Hut wieder ins Genick, warf einen Blick zum Göttael in den Talgrund und einen zu den Feuern der Darlekarlier am Eschenberg, spuckte in die Fauste und schwang die Hände in den dünnen Bürling, während in den Wipfeln der Wälder rings die Geheimnis der heiligen Götta schauerten.

Bei den Dörtern nahm die Meinung überhand, ich könne richtig meinem Vetter Heinrich nachgeraten, weil nur ein Narr den Kampf gegen Bürlingsbänke und Steinböden, gegen Wurzelstücke und Staudenwerk aufnehmen könnte.

Aber am 49. Tage war das Werk getan. Die Ebenwiese war jetzt wirklich eben und eine Wiese. An diesem Tage begab es sich, daß mich der Briefträger suchte. Weil ich nicht daheim war, begab er sich zu mir auf die Ebenwiese; denn er hatte etwas zum Unterschreiben. Es war eine Postanweisung. Ich hatte nämlich an den Abenden, wenn ich nicht arbeitete, Gedichte gemacht und fortgeschickt; und für diese Gedichte erhielt ich so viel Geld, daß ich die Reise nach Norden leicht hätte machen können.

Wer war glücklicher als ich?

Der Postbote staunte über mein Siebenwochenwerk hin und sagte: „Da wenn jetzt Kunstdünger darauf läme,

das müßte eine Wiese werden wie . . . wie ein Wunder . . .“

So ging ich am fünfzigsten Tage wieder nicht zu den Darlekarliern, sondern zum Handelsmann und kaufte für das erste selbstverdiente Geld, mein erstes Dichterhonorar — Kunstdünger, lauter Thomasmehl. Und an einem Nebeltag ging ich wie der gute Sämann über die Ebenwiese und säte den schweren, schwarzen Dünger. Und wartete auf das Wunder.

Und das Wunder geschah.

Aber nicht mehr in diesem Jahre, denn es war schon Herbst und keine Zeit mehr zum Grünen und Blühen. Es wurde ein Pfingstwunder.

Als ich im nächsten Jahre zur Sommersonne wende wieder heimkam, war mein erster Gang zur Ebenwiese. Und was ich da sah, überwältigte mich, daß ich vor Entzücken fast weinte. Mit der Ebenwiese war wirklich ein Wunder geschehen. Die ganze weite Fläche, auf der sich vor Jahresfrist noch Bürling und Hederich um den Borrang stritten, wogte und wallte in lauter Klee. Rottklee, Goldklee und Weißklee drängten sich in hohen, weiten Pachten über die ganze Wiese hin, obwohl kein einziges Kleekörnlein gesät wurde. Das war wirklich ein Wunder! Woher kam doch der Klee, der schöne, blütenstrohende Klee?

Es kam wie alles Gute und Schöne in der Welt. Unzählige Sämlinge fliegen in Lüften und lassen sich sinkend zur Erde nieder. Wo der Boden bereitet ist, gehen sie auf und gedeihen; wo das Erdreich dürr und geizig ist, verkümmern sie und gehen zugrunde. So ist es mit den Menschen und so mit den Wiesen.

Sauchzend warf ich mich zur Erde und sah das Wiesenwunder und hörte das Summen der unzähligen Immen, die mit goldenen Honigklümphen von Blüte zu Blüte plasterten.

Es war wirklich ein Wunder: Aus der schlechtesten Wiese meines Vaters war seine beste geworden. Warum? Weil er nicht soviel Geld hatte, mich auf die Lustreise zu den Darlekarliern zu schicken. Dafür kann er jetzt, durch den vielfachen Mehrertrag der Ebenwiese, einige Deckslein mehr füttern denn früher, und das macht alljährlich ein schönes Sümmchen. Das ist zwar nicht die Hauptfache, aber man muß heutzutage auch mit solchen Dingen rechnen.

Mir erfüllt sich das Wiesenwunder mit jedem Jahre neu. Jedes Jahr um die Sonnenwendzeit liege ich ein Stündlein oder mehr bei der Eben hinten und lasse mir die Wundergeschichte von den fleißigen Bienen wieder erzählen. Nur in den letzten Jahren konnte ich, durch den Krieg ferngehalten, nicht zu meiner Wunderwiese kommen. Aber ich habe doch in Treuen an sie gedacht und nun diesen Bericht zu bleibendem Gedächtnis niedergeschrieben. Vielleicht gefällt er auch anderen Leuten, weil es ja doch eine recht seltsame und deutungsreiche Geschichte ist. Und was das beste ist: wahr ist sie auch Wort für Wort, nicht bloß erdacht und eingebildet, etwa so wie ich mir den Röhrnerbach, Göttael und die Holzer am Eschenbach als Darlekarlier einbildete, weil mein Vater kein Geld hatte. Die Wiese ist heute noch so wie im ersten Wunderjahr; ist nicht viel schlechter geworden, wovon sich männiglich überzeugen kann. Es soll ja überall so sein auf der Welt: Wo das Unkraut einmal gründlich, mit Stumpf und Stiel, ausgerottet ist, gedeiht das Gute von selbst und bleibt immerdar, wenn man ihm nur ein wenig nachhilft.

# Brief-Kasten.

An viele: Eruchen um baldige Einsendung der noch ausstehenden Abonnementsbeträge. — Weingarten: Zusendung silberner Rosenkranz, silberne Kette und Stanislaus — erhalten. Herzlichstes Vergelts Gott. Möge Gott diesen Missionarier reichlich belohnen! — Echingen, 30 M als Dank. — Umgenannt: Betrag für dringende Missionszwecke erhalten. Dank für vielfach erlangte sofortige wunderbare Hilfe. — Bellenberg, Betrag erhalten und Adresse geändert. — Lautenbach, Betrag erhalten. — Reischach, J. H. Brief mit Einlage dankend erhalten und nach Meinung befjort. — Wurmannsquid, 100 M Alm. — Weismain, 100 M Missionsalm. — Kippenhausen, R. J. Dank d. hl. Antonius. — Umgenannt, 100 M als Dank für glückliche Operation. — St. Rupprecht, 50 Kr. als Dank. — N. N. Adele, 10 Kr. — Deblarn, 100 Kr. Miss-Alm als Dank. — Allersheim, 10 M als Dank d. hl. Josef, Antonius, Mutter Anna und Rita für Erh. i. schw. Leiden. — Herbertingen, D. hl. Josef u. Antonius haben in versch. Anliegen geholfen. — Altdorf 20 Kr. i. einem Anliegen. — Altdorf 5 Kr. als Dank. — Estavager 25 Kr. — Antoniusbrot und Gaben zur Taufe von Heidentkindern sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen: Graz, Josef und Antonius. — Ramingstein, 25 Kr. Heident. — Graz, Birnbach, Pfarramt: Georg und Cäcilie, Heident. — Neustadt G. Josefine. — Würzburg, 2 Hdt. — Staufen, Hdt. — Donaueschingen Pfarramt: 92 M f. 2 Hdt. und Studienfond. — Umgenannt 16 M. — J. D. Basel, 20 M Achdorf, Maria Johanna. — Frankfurt a. M. Hdt. — Umgenannt, 15 Kr. — Staus W. 25 Kr. Josef Anton. — Sch. Th. 35 Kr. Heidt. — Josef u. Ant.-Brot. — Würzburg, J. H. 25 M Maria Josefa. — Gerchsheim, Maria Franziska und Georg Michael. — Allen ebenen Wohltätern für alle Gaben ein herzliches Vergelt Gott!

## Gebetsempfehlungen.

Gottes Glück und Segen im Berufe und zum Eintritt in den hl. Chesterstand. Glück und Segen in der Familie. Glückliche Lösung wichtiger Familienangelegenheiten. Hilfe in Geldverlegenheit. Glücklicher Anfang eines kleinen Heimwehens oder gute Miete eines solchen. Glückliche Standeswahl. Eine schwer nervenfranke Person. Erlangung einer guten Stelle. Verhütung einer Mischehe. Unterstützung einer armen, kinderreichen Familie. Dauernder und guter Verdienst eines armen Familienvaters. Gesundheit und Frieden in der Familie. Seelenfrieden. Gute Kindererziehung. Glück im Studium. Hilfe in mehreren großen An-

## Dankagungen.

„Durch die Fürbitte der hl. Rochus und Sebastianus vor ansteckender Krankheit verschont geblieben.“ Der hl. Familie und den hl. Schutzen für erlangte, fast wunderbare Hilfe, herzlichen Dank. „St. Antonius hilft! Ein Dekan vergaß in der Elektrischen in Wien ein wertvolles Ledertaschentuch mit hl. Sachen als Inhalt; gleich machte er das Gelöbnis zu Ehren des hl. Antonius, eine hl. Messe zu lesen ... und siehe da! Schon am nächsten Tage war die Tasche im Fundbüro ganz unversehrt zu erhalten; der hl. Antonius hat schon so oft und auch diesmal wieder geholfen. Er ist der beste Helfer für verlorene Sachen.“ „Das heiligste Herz Jesu hilft! Im Jahre 1913 übernahmen wir an einem fremden Kurorte ein kleines Hotel, mussten aber mehr als die Hälfte des Kaufpreises schuldig bleiben. Da aber das Geschäft im Hause gut ging, so hofften wir innerhalb 10 Jahren der Schulden Herr zu werden. Das war aber eine verfehlte Rechnung! 1914 brach im Anfang der Saison der Krieg aus und das Geschäft stand still. Einnahmen gab es keine mehr, aber dafür große Ausgaben für Familie, Zinsen und Möbel, die wir hatten anschaffen müssen. Zudem wurden wir ganz unschuldig in einen großen Prozeß verwickelt. Unsere Gegner hatten es auf unseren Ruin abgesehen. Es gelang ihnen auch, es durchzuführen, daß wir innerhalb kurzer Zeit an unsere 8 vermöglichen Gläubiger 35 000 Kr. zurückzahlen sollten. Unser Kredit war in diesem

Augenblick nicht zu denken. In dieser mißlichen Lage wandten wir uns ans göttliche Herz Jesu, verrichteten eine neuntägige Andacht und versprachen die Taufe eines Heidentindes. Noch waren die 9 Tage nicht verstrichen, so wurde uns obige Summe von einer Seite angeboten, von der wir niemals Hilfe erwartet hätten. Dank ohne Ende sei dem liebenswürdigsten Herzen Jesu! . . . „Oeffentlicher Dank dem heiligsten Herzen Jesu, dem hl. Josef, Antonius und Judas Thaddäus für erlangte Hilfe bei schweren Seelenleiden.“ „Aus dankerfülltem Herzen möchte ich jedem ein Kreuz drüft, sagen: Geh zum hl. Josef und Antonius; sie helfen dir sicher!“ „Dank für schnelle, wunderbare Hilfe bei einer schweren Augenoperation.“ Mein drei Jahre altes Töchterchen war schwer an Grippe erkrankt. Arzt und alle, die es sahen, hatten die Hoffnung aufgegeben. Wir beteten zur lieben Gottesmutter, zum hl. Josef und den armen Seelen und auf deren Fürbitte hin wurde es plötzlich in einer halben Nacht so munter, daß es wieder alles essen konnte, was man ihm reichte und fröhlich plauderte.“ „Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.“

## Dank und Bitte.

Warnsdorf, Böhmen, Heiligenkreuz, Bad-Hall, Baden b. Wien, Graz, Hopfgarten, Petersdorf, Blons, Wien, Villenfeld, Götzling, Schenkenfelden, Kirchberg a. Wechsel, Altenberg, Trautenau, Stössing, Michaelbeuern, Zwettl, Wien, Obrizberg, Niedersill, Haiderhofen, Ramingstein, Dobel, Brünig, Safenau, Altach, Weibern, Manning, Wolfsberg, Sieghartskirchen, Weiz, Graz, St. Rupprecht a. d. Raab, Wohlfurt, Steyr, Graz, Weng b. Admont, Schoppernau, St. Marienkirchen a. d. Polzen, Stangendorf, Eggerding, Straeden, Graz, Murzuschlößl, St. Stefan im Rosenthal, Mindelheim, Mömbris, Bamberg, Motten, Wurmannsquid, Ludwigshafen, Wehr, Reichau, Kirchdorf, Alfeld, Tegernbach, Ulm, Osenberg, Würzburg, Sondernau, Perach, Rottweil, Schlettstadt G., Oberneukirchen, Schlier, München, Königsfeld, Rohrschach, Höfsten, Augsburg, Heckendorf, Hependorf, Geisa, Wildhaus, Bierlebis, Moos, Ahranenbad, Hausen, Walchwil, Weggis, Sonderhofen, Himmelstadt, Würzburg, Spener, Wamralingen, Frankfurt a. M., Chingen, Schlittenbach, Gottenheim, Gengenbach, Gersau, Zermatt, Zürich, St. Rupprecht, Aisch, Dallenwil, Wallerau, Mari, Uttinghausen, Blatten, Böfingen, Buzwil, Wohlen, Salach, Würzburg-Grombühl, Sögel, Hirblingen, Hochdorf, Büchenau, Leonberg, Oberwollenbach, Wernitz, Jeslingen, Haushach, Allersheim.



Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mitbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Hedwig Hödl, Fürstenfeld. Johanna Müller, Leoni. Anton Hamboamer, Murau. Theresia Kaufmann, Feldbach. Josef Saml, Feldbach. Maria Gruber, Frohnleiten. Juliana Baier, Dobel. Josefa Kober, Gleisdorf. Chr. Sr. Marija Nikolaja, Laibach. S. h. Joh. Schöck, Ptz., Zwettl. Chr. Schw. Camilla, barmh. Schweifer, Linz. Sr. M. Longina, barmh. Schw., Linz. Sr. Laurentia Mais, Schulschwester, Linz. Anna Reissel, Friedland. Sr. h. Karl Müller, Ptz., Thüringen, Josef Purner, Altenberg. Philipp Stumbauer, Rainbach bei Freistadt. Johann Gruber. St. Marien bei Neuhausen. Maria Tagwerter, Linz. Anna Leodolter, Wien II. Anna Mohr, Wien. Anna Pichler, St. Peter bei Aspang. Karl Bischof, Sternberg. Anna Blaha, Osseg, Böh. Jr. M. Käf, Wien. Maria Maier, Weng, Stmk. Sr. h. Alois M. Fischer, Innsbruck. Roja Kampfhuber, Linz. Maria Handlos, Wien. Josefa Wiedermann, Klosterneuburg. Katharina Blumauer, Stöbing. Alois Geßwend, Therwil. Balbina Bradbet, Therwil. Theodor Keel, Altfeld. Frau Heller, Arlesheim. Aloisia Knobel, Altfeld. Emilie Döbere, Sarmendorf. Angela Hanhart, Degersheim. Katharina Reisch, Schwamendingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.